



**Neue Märchen aus dem Tal
der Schwarzen Laber**

ISBN

© 2015 bei den jeweiligen UrheberInnen der Bild- und Textbeiträge

Dieses Werk ist in allen seinen Teilen urheberrechtlich geschützt.

Jede Verwertung außerhalb des Urheberrechts ist ohne Zustimmung des jeweiligen Urhebers / der jeweiligen Urheberin unzulässig und strafbar. Dies gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Redaktion, Lektorat und Fotos: Dr. Christine Riedl-Valder, www.kunstliteratur.com

Umschlag und Layout: Michael Eibl

Druck:

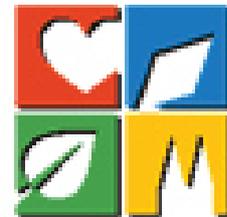
Titelbild:

Ein herzlicher Dank für die freundliche Unterstützung an:

Kuratorium Europäische Kulturarbeit e.V. Beratzhausen – Bezirk Oberpfalz –
Landkreis Regensburg – Ernst-Pietsch-Stiftung Deggendorf – Markt Beratzhausen –
ARGE Beratzhausen



Bezirk
Oberpfalz



Christine Riedl-Valder (Hg.)

Neue Märchen aus dem Tal der Schwarzen Laber

herausgegeben im Auftrag des

Marktes Beratzhausen

und des

Kuratoriums für Europäische Kulturarbeit e.V. Beratzhausen

Schriftenreihe des Marktes Beratzhausen

Inhalt

Vorwort

Kulturreferent Michael Eibl

Umweltbewußte Elfen, goldene Fische, Mühlengeister und ein Handyanruf aus dem Bauch des bösen Wolfs...

Neue Texte und Bilder über das Tal der Schwarzen Laber

Dr. Christine Riedl-Valder

Burgen, Ritter, alte Zeiten

Soldat Humpelbein

von Oliver Machander

Das geheimnisvolle Pferd auf Burg Ehrenfels

von Johanna Brandl und Jule Busch

Die Verwandlung

von Meike Meier

Der Hüter des Schatzes von Burg Ehrenfels

von Jonas Niebler und Tim König

Der Karfunkel

von Ronja Heymen

Entführung auf der Burg Ehrenfels

von Emma Bleyer, Laura Heller und Philipp Holmer

Im Tal der Schwarzen Laber – Eine Siedlungsgeschichte

von Josef R. Goisl

Teufel, Monster, böse Hexen

Ein Monster in der Schwarzen Laber

von Lothar Dechand, Lorenz Göttlein, Michael Hammer und Lucas Meier

Das verschwundene Mädchen

von Tatjana Meier

Die Gutmütigkeit und die Boshaftigkeit

von Sonja Frank

Die zauberhaften Rosen

von Lisa Kachanjuck

Der Herrscher der Schwarzen Laber

von Tim Koller

Der Flussgeist

von Benedict und Contantin Federl

Die Rache der Toten

von Felix Beckstein

Der Anschlag der bösen Hexe auf die Herrscher der Königsmühle

von Cansunur Güclüer, Umutcan Civelek, Dennis Bräuer und Michelle Hummig

Die Laber-Hexe
von Benedikt Lutterodt
Der Räuber Igor Raubinski im Labertal
von Christa Sienel

Zwerge, Elfen, hilfreiche Geister

Das Königreich der Feen
von Elisa Stelzer
Alle guten Geister oder Beratzi der Zwerg
von Christa Sienel
Der Zauberlehrling vom Tal der Schwarzen Laber
von Anna Eichenseher, Alina Walter, Arta Seidj und Maria Meier
Die drei Federn
von Michael Plank
Die kleine Elfe Sonnenschein an der Schwarzen Laber
von Annkathrin Kailer
Die Wächterin vom Zehentstadel in Beratzhausen
von Annkathrin Keiler
Der mutige Wanderer
von Marie Paß
Das Märchen vom bösen Wolf
von Lena Matschiner

Von Liebe und Leid

Die Rosenflöte
von Barbara von der Goltz
Hanna
von Hella Zillich
Das Märchen vom Laberwesen
von Nicola Lehner-Kunz
Der Prinz ohne Frau
von Pascal Czopek

Leben am Fluss

Labertal-Zauber
von Helga Goisl
Die goldenen Fische in der schwarzen Laber
von Edeltraud Forster
Die Gschicht vom Gschwendtner Sepp, am Huaba und da Fanny
von Alexandra Lulay
Abenteuer an der alten Mühle
von Hanna Binaku, Jessika Keppler, Jan Knapp und Leon Forster

Die Seelen aus dem Totenreich

von Marie Schuller, Brain Zenner, Philipp Metz und Julian Pirzer

Nachts unter der Laberbrücke

von Sonja Valder

Die Geschichte von Meister Bockert

von Hans Knoll

Rudi, der Wichtel aus dem Tal der Schwarzen Laber

von Emmy und Claudia Eichenseher

Heimat verorten im Worldwideweb

von Agnes Höchbauer

Verzeichnis der Mitwirkenden

Vorwort
von Kulturreferent Michael Eibl

Mit dem Buch „Neue Märchen aus dem Tal der Schwarzen Laber“ ist ein Werk der Phantasie entstanden, an dem sich 60 Dichterinnen und Dichter aller Altersgruppen beteiligt haben. Gerade Schülerinnen und Schüler haben sich mit großem Engagement und ihrer Kreativität engagiert und beweisen wieviel Phantasie in unseren Kindern steckt. Im Rahmen des internationalen Kunstsymposiums „Anders und doch gleich“ im Jahr 2014 hat das Kuratorium Europäische Kulturarbeit neben der Beschäftigung mit zeitgenössischer Kunst durch internationale Künstler auch die örtliche Bevölkerung zum literarischen Schaffen eingeladen. Die Resonanz war erfreulich groß!

Das Literatur- und Malprojekt von Dr. Christine Riedl Valder zeigt, dass auch im Zeitalter des Internets, der Smartphones und der „digital natives“ die Menschen ihre Phantasie nicht verloren haben, sie muss nur geweckt und angeregt werden. Dass dies bei einem Thema gelungen ist, das zur Auseinandersetzung mit der unmittelbaren Region des Tals der Schwarzen Laber einlädt, ist besonders erfreulich. Wie oft wird beklagt, dass die unmittelbare Heimat nicht mehr genügend geschätzt wird. Die Geschichten und Zeichnungen unserer Autoren beweisen das Gegenteil. Sie zeugen von einer intensiven Auseinandersetzung mit unserer Heimatgeschichte und mit unserer natürlichen Umgebung. So sind diese Geschichten nicht nur sehr unterhaltsam, sondern auch eine kleine Liebeserklärung an das idyllische Tal der Schwarzen Laber.

Umweltbewußte Elfen, goldene Fische, Mühlengeister und ein Handyanruf aus dem
Bauch des bösen Wolfs...
Neue Texte und Bilder über das Tal der Schwarzen Laber

Beratzhausen hat im literarischen Leben der Oberpfalz wiederholt eine bedeutende Rolle gespielt. Hier lebten und arbeiteten in der Vergangenheit eine Reihe bekannter Schriftsteller. Bereits Anfang der 1530-er Jahre verbrachte der berühmte Arzt und Universalgelehrte Paracelsus auf Einladung der Stauffer zu Ehrenfels einige Zeit im örtlichen Schloss und schrieb hier an seinen Werken. Zwischen 1854 und 1862 arbeitete der katholische Bestsellerautor Georg Ott als Pfarrer in Beratzhausen und verfasste in dieser Zeit einen Großteil seiner oft über 1000 Seiten dicken Bücher, die damals Verkaufsschlager des Pustet-Verlags waren. 1889 wurde in Beratzhausen der Poet und Prosaist Gottfried Kölwel geboren, der in der Folgezeit seiner Heimat in zahlreichen Gedichten, Erzählungen und Romanen ein Denkmal setzte. Er gilt neben Georg Britting als wichtigster Autor der Oberpfalz in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Eine Reihe weiterer literarisch aktiver Persönlichkeiten sind bis in die Gegenwart mit diesem Ort verbunden; zum Beispiel der langjährige Bürgermeister; Heimatforscher und -autor Franz Xaver Staudigl (1925-2009), dessen Gedichte ein Wanderweg entlang der Schwarzen Laber vorstellt.

Was lag also näher, als von Beratzhausen aus auch weiterhin einen aktiven Beitrag zum literarischen Leben in der Oberpfalz zu leisten? Neben der Veranstaltungsreihe „Literaturtage im Oberpfälzer Jura“, die seit 2006 im dreijährigen Turnus zusammen mit



den Nachbargemeinden organisiert wird, fanden im Sommer 2012 und 2014 auf den Laberwiesen am Essenbügl Kunst- und Literaturfestivals statt. Die damit verbundenen Mal- und Schreibwettbewerbe forderten Kinder, Jugendliche und Erwachsene auf, sich neue Geschichten, Gedichte und Märchen, die im Tal der Schwarzen Laber spielen, auszudenken. Es durften Bilder, Erzählungen, Theaterstücke und Gedichte, in Hochdeutsch oder Dialekt, als Einzel- oder Gruppenarbeit verfasst, eingereicht werden. Insgesamt beteiligten sich rund 100 Kindern und Jugendliche im Alter von 5 bis 15 Jahren und rund 20 Erwachsene aus den Landkreisen Regensburg, Neumarkt und Kelheim mit Geschichten,

Gedichten, Zeichnungen und gebastelten Objekten. Die Lehrerinnen Frau Schwerdt (Klasse 4b der Gottfried-Kölwel-Grundschule Beratzhausen), Frau Geitner (Klasse 5 b der Edith-Stein-Realschule) und Frau Lehner (Klasse 5 b der Mittelschule Parsberg) hatten den Wettbewerb dankenswerterweise in ihren Unterrichtsplan mit aufgenommen. In vielen der Beiträge spielt die reizvolle und urwüchsige Natur des Labertals eine große Rolle (z.B. bei Helga Goisl). Am Ufer spiegeln sich die Bäume im dunklen Wasser. Man kann sich an Quellen erfrischen (Hella Zillich); hier wachsen vielerlei Heilkräuter (Edeltraud Forster), wunderschöne Rosen, die einen Diamant in sich bergen (Lisa Kachanjuck) und sogar der Baum des Lebens, dessen Früchte nur von den Bewohnern

des Tals gepflückt werden können (Sonja Frank). Selbst der Teufel ist von der Schönheit des Tals geblendet (Elisa Stelzer). Die ganze Region soll bereits kurz nach der Sintflut von den Nachkommen Noahs besiedelt worden sein (Josef R. Goisl).

Die Märchen erzählen davon, dass im Labertal schon viele Könige von zahlreichen Schlössern aus regierten (Fabian Kamann, Michael Plank, Lisa Kachanjuck, Meike Meier u.a.), und zum Beispiel durch einen mächtigen Karfunkelstein vor bösen Zauberkraften geschützt wurden (Ronja Heymen). Hier agieren tapfere Ritter (Oliver Machander, Jonas Niebler, Tim König), eine Kröte mit Zauberkraften (Michael Plank), drei magische Falken (Marie Paß); ein verzauberter Wassermann rettet ein armes Ehepaar (Nicola Lehner-Kunz), die umweltbewußte Elfe „Sonnenschein“ und ein Zauberlehrling bewachen den Fluss (Annkatrin Kailer, Anna Eichenseher u.a.), hilfreiche Zwerge unterstützen die Beratzhausener (Christa Siemel) und ein Kunstwerk im Skulpturenpark ist die Heimstatt eines Steinbolds (Sonja Valder).

Es gibt Hexen, die kleine Prinzessinnen in eine Kröte oder einen schönen Königssohn in einen hässlichen Mann mit Pickelgesicht und krummen Buckel verwandeln (Lisa Kachanjuck und Meike Meier). Die Laber-Hexe (Benedikt Lutterodt) und Madame Korbo, die größte Zauberin des Landes, treiben ihr Unwesen (Ronja Heymen). Ein gemeiner Drache bewacht das Tal, in dem es deshalb auch so verbrannt riecht (Pascal Czopek). Ein böser Flussgeist sperrt Kinder ein (Constantin und Benedict Federl), ein Fischmensch greift einen Jungen beim Baden an (Tim Koller) und der Räuber Raubinski macht die ganze Gegend unsicher (Christa Siemel).

Die Gegend an der Kohlmühle ist Schauplatz eines Biberlebens (Hans Knoll), am Flussufer treffen Oberpälzer und Fremde aufeinander (Alexandra Lulay) in der Hammermühle lebt eine dreiköpfige Schlange (Benedikt Lutterodt) und in anderen Mühlen spukt es. Doch alles nimmt ein gutes Ende; auch das Märchen vom bösen Wolf, denn der verschlungene Jonas ruft per Handy seine Freundin an, die ihn dann mit Hilfe von Feenkraft befreien kann (Lena Matschiner).

In einer Reihe von Erzählungen wurde das Labertal auch zum Schauplatz dramatischer



Liebesgeschichten: In Eichhofen spielt ein Rosenbusch die Hauptrolle in einer dornigen Zweierbeziehung, die jedoch letztlich gut ausgeht (Barbara von der Goltz) und das Mädchen aus der Mühle am Fluss liebt einen jungen Mann, der auf der Burg des Grafen im Dienst steht (Hella Zillich).

Die vielen phantasievollen Beiträge zeigten das schriftstellerische Potential der Region. Es wäre sicher wünschenswert, wenn es auch weiterhin gefördert werden könnte. Bei der Preisvergabe fiel der Jury aufgrund der Fülle der Teilnehmer die Auswahl schwer. Kulturreferent Michael Eibl, Archivpflegerin Inge Molle und Ortsheimatpflegerin Dr. Christine Riedl-Valder entschieden sich nach ausführlichen Beratungen für folgende Preisträger, wobei die Einsendungen von Kindern und Erwachsenen getrennt bewertet wurden:

1. Preise: „Das verschwundene Mädchen“ von Tatjana Meier (14 J., Mausheim, Realschule Parsberg)) und „Das Märchen von dem Laberwesen“ von Nicola Lehner-Kunz, Beratzhausen

2. Preise: „Die kleine Elfe Sonnenschein an der Schwarzen Laber“ von Annkatrin Kailer (10 J., Unterpfraundorf, Gottfried-Kölwel-Grundschule, Beratzhausen) und „Die Rosenflöte“ von Barbara von der Goltz, Eichhofen

3. Preise: „Die Seelen aus dem Totenreich“ Gruppenarbeit von Marie Schuller, Brain Zenner, Philipp Metz und Julian Pirzer (Mittelschule Parsberg, 5b) und „Der Räuber Igor Raubinski im Labertal“ von Christa Siemel, Laaber.

Aufgrund der zahlreichen Spenden von Geschäftsleuten aus Beratzhausen konnten alle Teilnehmer am Wettbewerb mit Geld- und Sachpreisen bedacht werden. Der Mal- und Schreibwettbewerb und das Zeltkulturfestival 2014 bildeten zugleich den Abschluss des Internationalen Künstlersymposiums Beratzhausen für KünstlerInnen mit und ohne Behinderung, das unter dem Titel „Anders und doch gleich“ vom Kuratorium Europäische Kulturarbeit e.V. initiiert wurde. Für vielfältige Unterstützung bei der Durchführung des Festivals gilt ein herzlicher Dank dessen Vorsitzenden Michael Eibl, den Vereinsmitgliedern Inge Molle, Rosi Schwarz und Anni Winkler, Bürgermeister Konrad Meier und seiner Sekretärin Franziska Weber, der Beratzhausener Künstlerin Anna Beckstein-Pilz und nicht zuletzt Horst und Sonja Valder.

Dr. Christine Riedl-Valder



Burgen, Ritter, alte Zeiten

Soldat Humpelbein von Oliver Machander

Es diente einst ein Soldat seinem König viele Jahre treu und redlich. Bei einer großen Schlacht jedoch schenkte der Feind ihm ein steifes Bein, sodass er fortan humpelte. Ein weiteres Geschenk machte ihm sein Herr, der sprach: „Die Schlacht ist geschlagen, der Sieg ist errungen und ich bedarf deiner Dienste nicht mehr. Zum Abschied erhältst du den Soldatenrock, sowie den Ranzen. Ein letztes Mal sollst du deinen Sold bekommen. Ziehe wohl.“ Da packte der Soldat seine sieben Sachen und zog humpelnd in die Welt hinaus. Schon bald nannte man ihn nur noch Soldat Humpelbein und er selbst glaubte daran. Die Kreuzer schmolzen im Säckle wie Tau in der Sonne und kein neuer Herr wollte ihn in seine Dienste nehmen.

So erging es ihm mehr schlecht als recht und er lebte von den Almosen der Leute. So trugen ihn seine Füße in das Tal der Schwarzen Laaber und dort gelangte er in einen großen, tiefen Wald und konnte den Ausgang nimmer finden. Und als es ganz und gar dunkelte, wollte er sich schon unter einem großen Baum zum Schlaf nieder legen. Da schien es ihm, als sähe er in der Ferne ein Fünkchen brennen und dachte sich, es müsse gar nicht weit ein Haus sein, denn es scheine ein Licht. Und weil er meinte, es müsse wohl dort besser sein als im finsternen Walde, so machte er sich auf den Weg nach der Gegend, von wo das Licht herkam. Bald sah er es heller schimmern, und es wurde immer größer, bis er vor eine hell erleuchtete Hütte kam. Da klopfte er an der Tür an und eine alte Hexe öffnete ihm. „Was störst du mich in meiner Ruh?“ klagte sie. „Ach Mütterlein, habe Mitleid mit mir. Den ganzen Tag bin ich gegangen. Nun bin ich müde, hungrig und durstig. Kannst du dich nicht meiner erbarmen?“, fragte er. „So, so, meinen Topf willst du leeren, mein Haus mit Wanzen beglücken. Doch höre! Ich erweise dir Barmherzigkeit, gebe dir ein Lager sowie Speis und Trank, doch musst du mir dafür morgen all mein Holz spalten und schlichten.“ Und weil er ihr es versprach, ließ sie ihn ein, gab ihm Speis und Trank und richtete ihm ein Lager für die Nacht. Am anderen Tage aber stellte sie ihn vor einen gewaltigen Haufen Holz und den sollte er hacken. Er gab sich redliche Mühe, aber erst am Abend war die schwere Arbeit vollbracht. So bat er erneut um Speis und Trank sowie um ein Lager und sie willigte listig ein, mit der Bedingung, er möge am anderen Tage für sie ein Beet umstechen. Tags darauf machte er sich eifrig daran, doch wie sehr er sich auch mühte, es wollte ihm nicht vor Abend gelingen und so blieb er in der Macht der Hexe und musste ihr alle schwere Arbeit tun. Zeit verging. War es viel oder wenig? Wer kann das im Märchen schon sagen? Eines Tages vernahm Humpelbein aus der Ferne das Lärmen von Soldaten. Geschütze donnerten und hallten durch das Tal. Da wurde die Alte ganz eifrig und machte sich am Morgen auf, dem Lärme zu. Am Abend aber kehrte sie wütend zurück, klagte und jammerte in einem fort. „Was ist mit dir? Du schaust ja sauer wie ein Krug voller Essig?“, fragte Humpelbein das böse Weib. Sie schimpfte: „Der Herzog Albrecht ist mit seinem Kriegsvolk hergezogen, um den abtrünnigen Ritter Bernhardin von Stauff in seine Schranken zu verweisen. Der Herzog hat aber kein Kriegsglück, denn die Burg Ehrenfels trotz allen Angreifern. Ihre mächtigen Mauern, Ringwälle und Gräben schützen sie vor dem Beschuss und kein Landsknecht des Herzogs konnte auch nur einen Fuß auf sie setzen. Unversehrt steht sie am Gipfel des Schlossberges. Da erschien ich im Feldlager der Herzoglichen und bot für einen geringen Preis meine Dienste an. Der stolze

Herzog aber wollte nichts von einem alten Weibe wissen und drohte, mich in eine geladene Kanone zu stecken und das Geschütz zu feuern, würde ich nicht augenblicklich verschwinden. Oh dieser unsinnige Narr! Dieser vermaledeite, blöde Ochse! So wird er wohl unverrichteter Dinge wieder abziehen und ich muss weiter ausharren!“ „Was willst du weiter harren? Es kann dir doch gleich sein, ob die Burg steht oder fällt“, sprach Humpelbein. „Oh nein, mein guter Knecht, dies ist mir nicht einerlei. Denn der frevelhafte Ritter Bernhardin hat mich vor Jahren um eine Flasche beraubt. Diese versteckt er nun in seiner Feste und drohte mir, dass ich in seinem tiefsten Verlies verschimmeln solle, falls ich es wage, mich je wieder im Markt oder auf seiner Burg Ehrenfels blicken zu lassen. Nur hier im Wald bin ich verschont.“ „Ist dem so wie du sagst, so kann ich dir zur Hand gehen. Höre, schicke mich ins Lager. Bei den Worten eines alten Soldaten werden die Ohren des Herzogs milder gestimmt sein. Sollte dies mir glücken, so will ich dir auch die Flasche beschaffen, die du so sehr verlangst, wenn du mir dein Wort darauf gibst, mich aus deinem Dienst zu stellen und mir meine Treue mit 100 Talern dankst.“ Nun grübelte die Alte eine Weile hin und her und endlich stimmte sie unter lauten Gezeter zu und schlug ein. Am anderen Morgen machte der Soldat sich fröhlich auf, dem Feldlager der Herzoglichen zu. Als er dort ankam, dampften die Kanonen und es regnete blaue Bohnen vom Himmel. Die mächtige Burg Ehrenfels aber stand immer noch stolz auf dem Schlossberg. Grimmig war der Herzog schon kurz davor sein unsinniges Unterfangen aufzugeben, als Humpelbein vor ihn trat und sprach: „Werter Herr Herzog, ist es einen alten, erfahrenen Soldaten gestattet, Euer Ehren untertänigst einen Vorschlag unterbreiten zu dürfen?“ Und weil er so fein zu reden wusste und es dem Herzog schon einerlei war, so gestattete er Humpelbein das Wort. Dieser sagte: „Befehlt euren Leuten sich dort drüben auf dem bewaldeten Hügel, den man Kobel ruft, zu postieren und eure Geschütze werden die starken Ringmauern der Burg zerbersten!“ „Ich habe nicht mehr viel zu verlieren als einen weiteren Versuch“, sprach der Herzog. „Du aber wirst deinen Kopf auf der Kobel verlieren, sollte sich dein Rat als undienlich erweisen.“ „Sorgt euch nicht um mein Haupt, edler Herr, das sitzt fest und sicher. Doch möchte ich Euer Gnaden erbitten, es mir zu gestatten als erster das Schloss zu betreten, wenn es gefallen ist.“ Dies ist ein sonderbarer Wunsch, doch er sei dir gewährt“, sagte der Herzog. Sogleich machte sich alles Kriegsvolk daran, sich auf dem südlichen Hügel zu postieren. Und kaum war der erste gewaltige Schuss getan, da zerbarst schon ein Stück Mauer der stolzen Burg. Als bald hatten sich die Herzoglichen eingeschossen und nach ein paar Stunden wurde Sturm gelaufen und die Burg fiel mitsamt der Besatzung in die Hände der Angreifer! Nur der Burgherr und die Burgherrin waren unauffindbar. Im Eifer des Gefechts erinnert sich keiner an das Versprechen des Herzogs, und als letzter humpelte der alte Soldat in die gefallene Burg ein. Die Schergen des Herzogs krepelten fleißig von oberst nach unterst. Doch nicht faul machte sich Humpelbein auf die Suche nach der alten Flasche der Hexe. Da entdeckte er eine Falltüre, hob sie in die Höhe, fand eine Treppe und stieg hinab. Nun kam er vor eine andere Tür, klopfte an und hörte wie es inwendig rief: „Tritt ein in Frieden, wenn Du ein Manne Staufens bist! Aber ein Herzoglicher bete ein letztes Mal!“ „Haltet ein, ich komme im Guten!“, antwortete Humpelbein, stieß die Türe auf und erblickte den Ritter Bernhardin samt Gemahlin. Und da der alte Soldat unschuldig drein blickte und gar keine Waffe trug, so ließ der Ritter sein Schwert sinken, das er bereits zum Schlage führen wollte. „Ich kenne dich nicht! Wer bist du und was ist dein Begehrt“, fragte der Ritter.

„Ei, ich will euch einen guten Dienst leisten. Wenn ihr auf meinem Rat hören wollt, so ist für uns alle gesorgt.“ „Wohl an, so sprecht und sagt auch euer Begehr.“ „Ihr seit die Maus und vor dem Loch da sitzt die Katze. Sie will euch fangen. Doch hört meine List. Lasst euer Weib dem Herzog vor die Füße fallen und ihn um die Gnade flehen, er möchte ihr erlauben, soviel von ihren Kostbarkeiten mitzunehmen, als sie zu tragen vermag. Wenn der Herzog ihr es feierlich schwört, so muss er sein Wort halten. Nun aber möge euer Weib Euer Gnaden selbst auf den Rücken packen und euch sicher fortschaffen. Der Herzog ist an sein Wort gebunden und ihr werdet errettet sein.“ „Deine Worte sind klug. Es kann gelingen. Doch was ist nun der Preis für deinen Rat?“ „Sagt mir an welchen Ort ich die alte Flasche der Hexe vom Wald finden kann, so ist mir geholfen.“ „Dies kann ich dir nun nennen, denn meine Herrschaft ist vorbei, so ist es einerlei, was aus der Flasche wird. Höre! Du findest sie im Brunnenschacht. Tief unten ist ein loser Stein und dahinter ruht sie. Nun ist uns das Wissen gegeben. Wollen wir beten, dass uns das Glück hold ist und alles wohl gelingt.“ So stieg die Gemahlin des Ritters die Treppe empor und sie konnte das Wohlwollen des Herzogs gewinnen, weil sie, wie geraten, ihm zu Füßen fiel und flehentlich darum bat, er möge ihr erlauben, soviel von ihren Kostbarkeiten mitzunehmen, als sie zu tragen vermochte. Der Herzog kam ihren Wunsch nach und sagte ihr es feierlich zu, worauf sie in die Burg eilte und mit ihren Ehemann auf dem Rücken tragend zurückkam, zum Staunen des Herzogs und seiner Kriegsscharren. Der Herzog kochte vor Wut. Aber was half es? Er musste doch sein Wort halten und sie unbehelligt ziehen lassen. Humpelbein, der alles mit angesehen hatte, lachte vergnüglich und sprach: „So ist der Gerechtigkeit gedient. Denn meiner habt ihr vergessen und mich nicht als erster Einlass gewährt.“ Der Herzog, noch wild vor Zorn, rief: „Wenn schon nicht als erster, so aber als letzter! Packt mir den Schurken und werft ihn in den Brunnenschacht!“ Da packten sie ihn und stießen ihn den Schacht hernieder, dass er in das kalte Wasser plumpste und holten das Seil geschwind herauf. Dann zogen sie von dannen. So stand er nun im kalten Nass und wusste sich keinen Rat. Da dachte er sich: „So will ich wenigstens die Flasche finden und einen letzten guten Schluck tun, ehe mir mein Ende zuteil wird.“ Er fand auch geschwind den losen Stein und holte die Flasche heraus. Nun öffnete er den Korken und wollte sich gerade genüsslich tun, als plötzlich ein kleines graues Männlein mit einem langen Bart vor ihm stand. Da riss er gewaltig die Augen auf und sprach: „Ist mir denn kein letzter Tropfen gegönnt?“ Das Männlein aber sagte: „Sei gesegnet, dass du mich errettet hast. Zum Dank möchte ich dir auch drei Wünsche erfüllen.“ „Wohl denn! Als Erstes hole mich hier heraus aus diesem Loch.“ Kaum waren diese seine Worte über die Lippen gekommen, so stand er schon oben in der Burg. „Ja, so lässt es sich schon besser leben. Als Zweites wirf mir den falschen Herzog in den Brunnenschacht.“ Sogleich hörte er ein Plumpsen und der Herzog lag unten im kühlen, dunklen Nass. Da rief Humpelbein hernieder: „Nun mein Guter, ich hoffe, es gefällt euch euer neues Heim wohl. Wozu habt ihr dies schöne Schloss erobert, wenn ihr nicht darin hausen wollt?“ Und lachend zog er humpelnd mit dem Männlein vom Schlossberg fort in den tiefen Hexenwald hinein. Als sie die Hütte der Alten erreichten, hieß er das Männlein sich zu verbergen und klopfte alsdann an der Türe an. Das böse Weib öffnete ihm und sagte: „Siehe da, du bist zurück. Ist es dir wohl ergangen und hast du meine Flasche erlangt?“ „Ja, ja, du falsche Hexe, die habe ich schon gefunden, hier nimm!“ Und er warf ihr die alte Flasche zu. Die Hexe aber bemerkte sogleich, dass der Korken nicht mehr oben

aufsaß, geriet in wilden Zorn und schrie: „Sie ist leer! Na warte Bursche, nun soll es dir übel ergehen. Als Lohn für deine Dienste werde ich dir den Hals umdrehen!“ „Ha!“, rief der Soldat, „ist es am Sterben, so muss ich schon dabei sein.“ Geschwind befahl er dem grauen Männlein, die Hexe am Schopf zu packen und sie in den Ofen zu stoßen. Und als es so gekommen war, sprach das Männchen: „Nun bin ich wieder frei und kann meiner Wege ziehen. Dir aber gebe ich noch einen Rat. Gehe hinter das Haus der Alten und grabe dort, so wirst du dein Glück machen.“ Und kaum hatte er zu Ende gesprochen, ei - da war es auch schon verschwunden. Humpelbein aber tat, wie ihm geraten, und als er ein tiefes Loch gegraben hatte, da fand er den Schatz der alten Hexe. Freudig steckte er seine Taschen voll und lebte glücklich und zufrieden bis an sein Lebensende.



Das geheimnisvolle Pferd auf der Burg Ehrenfels von Johann Brandl und Jule Busch

Es gab einmal vor langer, langer Zeit ein goldenes Pferd, das auf Burg Ehrenfels lebte. Es war sehr scheu und versteckte sich deshalb immer vor den Dienern, Rittern und den königlichen Hoheiten. Keiner wußte etwas von ihm. In einer schrecklichen Gewitternacht brachte Königin Anna eine Tochter zur Welt, die den Namen Elisabeth bekam. Im Laufe der Jahre wuchs Elisabeth zu einer wunderschönen Prinzessin heran. Besonders auffallend war ihr langes, blondes Haar, das mit goldenen Strähnen durchsetzt war. Als die Eltern das bemerkten, sperrten sie Elisabeth in ihr Zimmer ein. Denn sie wollten nicht, dass jemand die goldenen Strähnen zu Gesicht bekam. Die Prinzessin rief jeden Tag: „Mama, Papa, lasst mich doch bitte raus!“ Die Eltern entgegneten: „Nein, wilde Dingos streunen draußen im Burggarten herum. Die Jäger müssen sie erst einfangen.“ Jedes Mal nannten sie einen anderen Grund, um ihre Tochter weiter gefangen zu halten. Als Elisabeth eines Tages aufwachte, sah sie das goldene Pferd in ihrem Zimmer stehen. Elisabeth streichelte das Tier, und plötzlich bekam es eine blonde Strähne. Die Prinzessin fragte überrascht: „Wer bist du?“ „Ich bin Nala, das goldene Pferd! Wir Zauberpferde haben die Gabe, Menschen zu beschützen und keine Mauer kann uns aufhalten. Wenn mich ein Mensch berührt und ich dessen Haarfarbe annehme, gehören wir für immer zusammen.“ Die Prinzessin schwang sich auf den Rücken des goldenen Pferdes und ritt auf ihm durch die Wand in die Freiheit. Von da an erlebten sie viele gemeinsame Abenteuer. Sie waren wie Pech und Schwefel und nichts konnte sie mehr trennen. Und wenn sie nicht gestorben sind, dann leben sie noch heute.



Die Verwandlung von Meike Meier

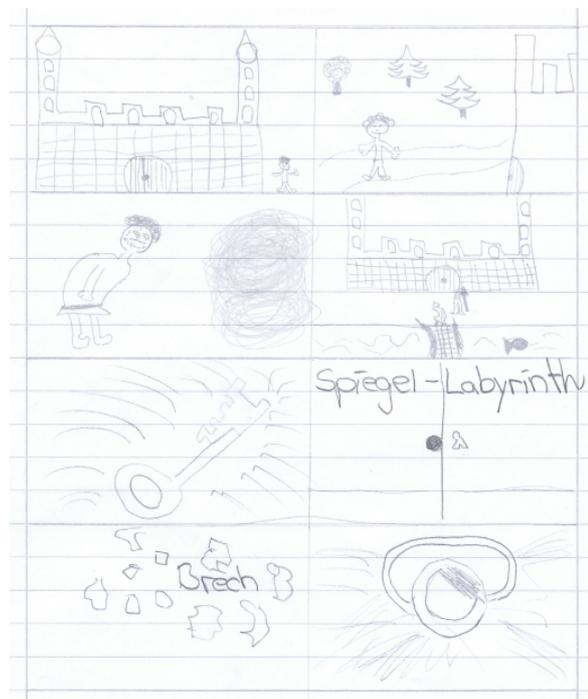
Es war einmal vor langer Zeit ein schöner Königssohn, der in einem großen Schloss im Tal der Schwarzen Laber lebte. Aber es gab nicht nur ihn und seine Familie, sondern auch deren Untertanen und die Hexe Vivia, die in einer verzauberten Burg im Wald hauste. Eines Tages ging der Prinz dort spazieren. Er schlenderte so dahin, als er auf einmal auf die verwunschene Behausung stieß. Mit leisen Schritten und sich vorsichtig umschauend, wagte er sich an das rostige Tor heran. Während er es öffnete, begann auf einmal ein Krächzen und Quietschen von allen Seiten, eine graue Rauchwolke tauchte aus dem Nichts auf und eine hässliche runzelige alte Frau stieg aus ihr hervor: die gefürchtete Hexe Vivia! Schnellstmöglich wollte er fliehen, doch es war zu spät. Blitzartig verwandelte ihn die Zauberin in einen sehr hässlichen Mann mit Pickelgesicht und einem krummen Buckel. Dazu sprach sie nur den geheimnisvollen Zauberspruch „Runzel, Runzel, Runzel“ und war wieder verschwunden. Der Prinz bemerkte nichts davon und dachte, mit dem Schrecken davon gekommen zu sein. Eilig machte er sich auf den Weg zurück in seine Residenz.

Als er jedoch beim Brückentor ankam, hielten ihn die Wachen auf und sagten: „Nichts da, du hässlicher Geselle, hier hat nur die königliche Familie Zutritt. So wie du aussiehst, gehörst du bestimmt nicht dazu.“ „Was bildet ihr euch ein, ich bin Prinz Friedrich und kein anderer! Macht also geschwind Platz und lasst mich ein“, schrie er die Wächter an. Diese musterten ihn spöttisch und machten sich über ihn lustig: „Natürlich bist du der Prinz. Du hast wohl noch nie in ein Spieglein gesehen? Ha..ha...ha...“.

Unsicher blickte Friedrich nun in den Wasserlauf des Burggrabens und erschrak gar fürchterlich: „Was, das bin doch nicht ich! Was ist passiert? Wer hat mir das angetan?“ Entsetzt lief er zurück in den Wald ins Labertal auf der Suche nach der Person, die ihn verwunschen hatte. „Hexe, Hexe, komm heraus, mach deine Verwünschungen rückgängig. Zeige dich mir.“ Vivia erschien und sagte: „Du hast an meinem Tor gerüttelt, dafür hast du deine Strafe erhalten. Nun geh, wohin der Wind dich trägt.“ „Halt, bleib stehen und sage mir, wie ich wieder so werden kann, wie ich war! Ich bitte dich.“ „Eine Möglichkeit gäbe es. Aber hierfür musst du drei schwierige Aufgaben erfüllen, die bisher noch keiner vor dir erledigen konnte!“ „Was sind das für Aufgaben? Heraus mit der Sprache, ich will es versuchen!“ „Erstens musst du den goldenen Schlüssel aus dem Nest der diebischen Elster, das sich im Wald von Beratzhausen befindet, stehlen. Ist der Schlüssel in deinem Besitz, kannst du die Tür zum Spiegellabyrinth öffnen und dann musst du zuletzt noch beim Ausgang über die Brücke das Rätsel der Trolle lösen!“

Friedrich machte sich eilig auf den Weg, die Prüfungen zu erfüllen. Die Elster war soeben ausgeflogen und so er konnte ungehindert den Schlüssel ergreifen. Beim Spiegellabyrinth steckte er das Öffnungsinstrument ins Schloss und wie von Zauberhand wurde er eingelassen. Im Inneren trat ihm von allen Seiten das Bild seiner ganzen Hässlichkeit entgegen. Die Spiegel erschranken über seinen Anblick so sehr, dass sie alle mit einem lauten Knall zerbrachen. Der Weg zur letzten Aufgabe war nun frei. Auf der Brücke stellten ihm die Trolle ihre Frage: „Was ist schlimmer als die Hölle, schöner als der Himmel, wärmer als die Sonne? Du hast nur einen Versuch!“ Der Prinz überlegte hin und her. „Ich weiß es nicht, es kann nur 'nichts' sein!“ Die Posaunen ertönten und die Trolle

verschwanden. Friedrich hatte die richtige Antwort gegeben. Zurück blieb ein Kristallring. Er streifte ihn über den Finger und die Verwünschung wurde damit rückgängig gemacht. Erleichtert suchte Friedrich den Rückweg zum Schloss. Auf dem Weg dorthin kam ihm ein Suchtrupp, der von dem König losgeschickt worden war, entgegen. Der Prinz war nun jedenfalls wunschlos glücklich und dem verzauberten Wald näherte er sich nie wieder. Und wenn sie nicht gestorben sind, dann leben sie noch heute.



Der Hüter des Schatzes von Burg Ehrenfels von Jonas Niebler und Tim König

Es lebte einmal vor langer, langer Zeit auf der Burg Ehrenfels ein Ritter namens Arthur. In Kriegszeiten suchte einmal König Josef II. mit seinem Gefolge bei ihm Schutz und gab ihm den Auftrag, den von ihm in der Burg versteckten Schatz zu verteidigen. Die Ehrenfeler unterlagen jedoch nach harten Kämpfen den dunklen Rittern und mußten zusehen, wie die Festung von den Feinden erobert wurde. Der König, Ritter Arthur und weitere fünf Ritter konnten ins nahe gelegene Dorf Beratzhausen fliehen. König Josef II. hatte den einzigen, existierenden Bauplan von Burg Ehrenfels mit sich genommen. Darauf war ein Geheimgang eingezeichnet, der von der Burg zu dem Haus führte, in dem sie Zuflucht gefunden hatten. Schnell war ein Plan geschmiedet, um Ehrenfels und den Schatz zurück zu erobern. Der König befahl: „Bringt mir alle starken Männer des Dorfes, damit wir morgen im Schutz der Dunkelheit zuschlagen können.“

In der folgenden Nacht zwängten sich Arthur und die anderen Ritter zusammen mit den kräftigsten Männern von Beratzhausen durch den engen Geheimgang bis zur Burg hinauf. Der Ausgang führte in die Küche der Festung. Vorsichtig machte der Anführer die Geheimtür einen Spalt weit auf. Da sahen sie zwei feindliche Ritter am Tisch sitzen. Blitzschnell hatten sie die beiden überwältigt. „Kommt, weiter!“, befahl Arthur leise und schlich mit einigen Rittern in den 2. Stock. Er wußte, dass der Schatz hinter einer Falltür unter dem Bett des Königs verborgen war. Die anderen hatten den Auftrag, die restlichen Feinde zu erledigen. Doch als sie am Schlafzimmer angekommen waren, sahen sie, dass es von zwei Gestalten bewacht wurde. Sie schienen zu schlafen. Auf Zehenspitzen näherten sie sich ihnen und hatten sie sogleich außer Gefecht gesetzt. Vorsichtig öffneten sie die Tür, die jedoch laut quietschte. Der feindliche König wurde durch das Geräusch aufgeschreckt. Schlaftrunken griff er zu seinem Schwert. Dann schrie er: „Wer ist da?“ Jetzt war er hellwach. Arthur stand kampfbereit vor ihm und erwiderte mit fester Stimme: „Deine Feinde!“ Der Kampf begann. Nach langem Hin und Her bezwang Arthur den König. Er hatte sich jedoch schwere Verletzungen zugezogen.

Danach konnte König Josef II. mit seinem Gefolge wieder in die Burg einziehen und den Schatz an sich nehmen. Zum Dank und zur Anerkennung für seinen Mut erhielt Arthur die Tochter des Königs zur Frau. Es wurde ein großes Hochzeitsfest gefeiert und alle lebten von nun an zusammen glücklich auf der Burg.

...und wenn Arthur noch nicht gestorben ist, dann hütet er den Schatz heute immer noch.



Der Karfunkel
von Ronja Heymen

In einem Königreich lebten einmal zwei wunderschöne Prinzessinnen. Ihre Mutter war vor drei Jahren verstorben. Deshalb wohnten sie zusammen mit ihrem Vater allein in ihrem Schloss im Tal der Schwarzen Laaber. Die beiden Prinzessinnen Lorena und Lana waren Zwillinge, aber sie hatten einen völlig unterschiedlichen Charakter. Ihr Vater sagte immer: „Lana ist wie der Brausewind, und Lorena ruhig wie ein Schwan.“ Eines Tages wollten die beiden Schwestern wissen, wie ihre Mutter wohl gestorben sei. Ihr Vater sagte nur: „Dafür sein ihr noch nicht alt genug. Später, wenn ihr volljährig seid, werde ich es euch erzählen.“ Missmutig gaben sie sich wohl oder übel mit dieser Antwort zufrieden.

An einem schönen Sommertag spielten die Prinzessinnen gerade im Garten, als der Bote des Königs einen Brief brachte. Die Prinzessinnen wollten wissen, was das für eine Nachricht war. Sie gingen zu ihrem Vater, der soeben begonnen hatte, das Schreiben zu lesen. Plötzlich brach der König zusammen. Die Prinzessinnen halfen ihm wieder hoch. Lana fragte: „Was ist geschehen, Vater?“ Er antwortete nur: „Nichts, worüber ihr euch Sorgen machen braucht, meine Kinder. Geht jetzt!“ Sie ließen ihn allein und fragten sich: „Was mag nur in diesem Brief stehen?“ Als sie am Abend zu Bett gehen mussten, schliefen sie sehr unruhig. Am nächsten Tag ließ der König seine beiden Töchter zu sich kommen und teilte ihnen mit: „Ihr beiden bleibt im Schloss und geht erst wieder hinaus, wenn ich es euch erlaube. Verstanden?“ Sie antworteten verdutzt und etwas verwirrt: „Ja, Vater, aber wir ...“ Er unterbrach sie: „Kein Aber, ihr macht das, was ich euch sage!“ Dann brach er überstürzt auf.

Lana fragte Lorena: „Was war denn das? Vater war doch noch nie so besorgt um uns?“ „Keine Ahnung, was er gerade hatte!“, sagte Lorena. Dann kam Lana eine Idee: „He, ich weiß was, komm.“ Lorena war ganz durcheinander. „Warum, wohin willst du?“, fragte sie. „Das sage ich dir gleich, los.“ Sie gingen ins Schlafgemach des Vaters und Lana begann, im Kamin nach etwas zu suchen. „Hilf mir doch!“ „Was suchen wir denn?“, fragte Lorena. „Na, den Brief an Vater. Er hat ihn gestern in den Kamin geworfen, doch es war nur noch wenig Glut darin. Vielleicht kann man ihn noch lesen!“ Nach kurzer Suche zogen die beiden den angekohlten Brief heraus. „Ja, die Schrift ist noch erkennbar!“ Lorena las: „König aus dem Tal der Schwarzen Laaber, ich habe Ihre Gattin vor drei Jahren verschleppt. Wenn der Karfunkel nicht in der Nacht von Samstag auf Sonntag unter der großen Eiche im Laaberer Wald liegt, werde ich den Rest deiner Familie holen - Madame Korbo.“ „Los, wir folgen Vater. Er will bestimmt gerade den Karfunkel abgeben!“, sagte Lorena zu Lana und sie liefen in den finsternen Laaberer Wald. „Oh je, ist das dunkel“, meinte Lorena mit ängstlicher Stimme. „Hier muss es sein“, sagte Lana. „Da ist Vater“, raunte ihr Lorena aufgeregt zu. „Er legt ein Päckchen unter die Eiche“, flüsterte Lana. Der König sah sich noch einmal um und ging dann wieder zum Schloss.

Auf einmal knisterte es im Gebüsch und eine seltsame Gestalt kam heraus. „Das ist bestimmt Madame Korbo, da bin ich mir sicher“, sagte Lana leise. Doch dann merkte Lorena, dass sie auf einem Armeisenhaufen saßen. Sie schrie überrascht auf: „Ah!“ Lana hielt ihr krampfhaft den Mund zu. Die Gestalt hatte sie jedoch gehört und kam näher und näher. Lana nahm Lorena die Hand vom Mund und rief: „Lauf!“ Sie rannten so schnell wie möglich, doch sie schafften es nicht, ihre Verfolgerin abzuhängen. Da rief diese: „Von Bein zu Bein, ihr werdet nun zu Stein!“ Augenblicklich konnten sich die Prinzessinnen

nicht mehr von der Stelle bewegen. Die Zauberin brachte die beiden in ihr Schloss. Weil sie immer noch versteinert waren, konnten sie keinen Muskel bewegen und mussten hilflos zusehen, wie Madame Korbo sich nun dem Päckchen zuwendete und versuchte, es zu öffnen ...

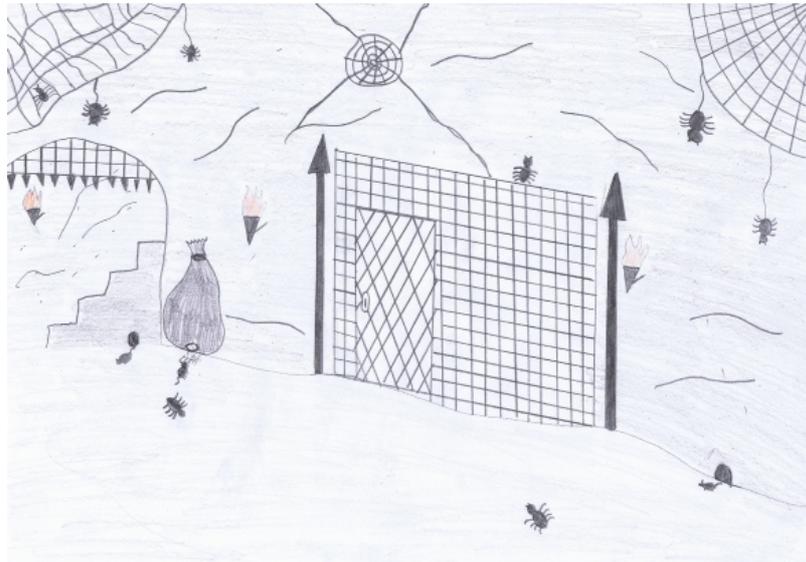
Zur gleichen Zeit bemerkte der König, dass seine Töchter nicht im Schloss waren. Nur ein Zettel lag auf ihrem Bett, darauf stand: „Lieber Vater, wir sind dir gefolgt, wir haben nämlich den Brief von dir gelesen. Bitte verzeihe uns. Lorena und Lana.“ Der König war außer sich vor Sorge und machte sich nun auf, die beiden zu suchen. „Sie sind bestimmt bei Madame Korbo. Ich finde sie, auch wenn es das Letzte ist, was ich tue.“ Mit all seinen Soldaten ritt er los zu Madame Korbos Schloss. Sie hatte ihn nicht erwartet. Ohne Gegenwehr gelang es ihm, bis zu seinen Töchtern vorzudringen, wo die Zauberin gerade das Päckchen öffnen wollte. „Aha, habe ich Sie entdeckt! Oh, Madame Korbo, es ist mir eine Ehre.“ Die Dame war sprachlos, als der König mit seiner Leibgarde dastand und draußen eine Gefängniskutsche wartete. Schnell wollte sie das Paket noch öffnen, denn sie hoffte, dass der Karfunkel seine Macht in ihren Händen entfalten würde. Doch die Zauberkraft des magischen Edelsteins war stärker als Madame Korbo. Er befreite Lana und Lorena und nahm der Alten ihre Hexenkräfte.

Lana und Lorena konnten ihren Vater wieder in die Arme nehmen: „Vater, wir wollten doch nur wissen, wo Mutter ist.“ Nun sah der König ein, dass er die Geschichte nicht länger geheim halten konnte und begann zu erzählen. „Eure Mutter erbte einst den Karfunkel von eurer Großmutter. Dessen Kraft ist so stark, dass er sogar Madame Korbo, die größte Zauberin unseres Landes, vernichten kann. Deshalb wollte ihn Madame Korbo besitzen. Also versteinerte sie eure Mutter. Doch ich konnte den Karfunkel behalten, denn er schützte unser Schloss vor ihrer Zauberkraft. Er hats euch auch jetzt von eurer Versteinering befreit und die Hexe besiegt. Vielleicht liegt es daran, dass ihr Blutsverwandte eurer Mutter seid.“ Madame Korbo wurde abgeführt und für den Rest ihres Lebens ins Gefängnis gesteckt. Lana und Lorena konnten mit Hilfe des Karfunkels auch ihre Mutter aus ihrer Versteinering erlösen. Und wenn sie nicht gestorben sind, dann leben sie zusammen glücklich und zufrieden noch immer im Tal der Schwarzen Laber.



Entführung auf der Burg Ehrenfels von Emma Bleyer, Laura Heller und Philipp Holmer

Es war einmal vor langer Zeit auf der Burg Ehrenfels. Dort lebten viele böse Trolle, aber nicht alle von ihnen waren furchterregend. Eines Tages ging ein junges Mädchen namens Amalie zu dem großen Kirschbaum im Obstgarten der Burg Ehrenfels, um sich frische Früchte zu pflücken. Um den Hals trug sie ihr wunderschönes Amulett. Fünf Trolle bemerkten dies. Sie versteckten sich hinter einem Busch. Als Amalie an diesem Strauch vorbei kam, überfielen sie das Mädchen und brachten sie in den großen Kerker. Dort musste sie frieren und zittern. Sie saß dort bis zu ihrem 18. Lebensjahr. An ihrem Geburtstag erschien plötzlich ein alter weise Troll vor Amelie und sprach zu ihr: „Wenn du mir dein Amulett schenkst, sollst du frei sein.“ Amelie gab dem Troll das Schmückstück. Auf einmal lag sie wieder in ihrem alten Kinderbett. Gleich daneben stand ein voller Korb Kirschen, von dem sie natürlich gleich naschte. Und wenn sie nicht gestorben ist, dann nascht sie noch heute.



Im Tal der Schwarzen Laber – Eine Siedlungsgeschichte
von Josef R. Goisl

Die ARGHE ETZEN war vor undenklichen Zeiten ein bedeutendes Familienunternehmen und hatte es verstanden, sich die alleinigen Rechte zu sichern, um nach dem Zusammenbruch des Systems wieder neu beginnen zu können. Durch Insiderwissen informiert, baute Etzen mit den Seinen einen riesigen Kasten, in den er von jedem Getier dieser Erde zwei aufnahm, wie ihm die oberste Stelle befohlen hatte. Dann erwartete er die anschwellenden Wasser. Der Regen fiel ohne Unterlass solange vom Himmel, bis die Erde ein Meer war. Etzen war mit Weib und Kindern nur noch von Wassern umschlossen, wurde auf seinem riesigen Kasten hin und her geschaukelt und alle Lebewesen außerhalb der Arghe lagen tot auf dem Grunde des Ozeans. Dann erst beschloss die Leitung, die Wolkendecke endlich zu schließen. Das Wasser sammelte sich und Etzen befahl einen Vogeltest (indem er eine Taube aussenden ließ), der sehr zufriedenstellend ausfiel.

Schon als sich die Gebirge des Bararat wieder aus der Flut erhoben, fing der Patriarch an, mit Umsicht und Klugheit neben fliegendem Getier die ersten großen gefährlichen Kreaturen wieder auszusetzen. Auch weil diese am meisten fraßen und den größten Dreck machten. Die Risiken, die mit seinem Gewinn verbunden waren, galt es, so niedrig wie möglich zu halten und die gefährlichsten Viecher schnellst möglichst in die Freiheit zu entlassen, damit sie sich ihrer Bestimmung gemäß mehren und fressen konnten. Da sein Auftrag lautete, dafür zu sorgen, dass alles Getier je nach Art und Beschaffenheit wieder in der Welt eingesetzt werden sollte, ging er mit großer Bedachtsamkeit vor. Er entschied, dass es klüger wäre, die Aufgaben zu verteilen und auch an seine Söhne zu delegieren. Sie sollten eigenständig darauf achten, dass die Tiger, Löwen und Elefanten den für sie richtigen Platz zugewiesen bekamen und die Eisbären beim Entlassen nicht mit den Braunbären verwechselt wurden.

Nach und nach wich das Wasser und gab mehr Land frei. Er ging mit den Seinen daran, einige neue kleinere Arghen zu bauen, mit der sie die riesigen Ströme befahren sollten und nach und nach die ungeduldigen Tiere in ihre angestammte Freiheit entlassen konnten. Er selbst wollte mit seinem Weibe Amet das Land um die großen Gebirge des Bararat befahren und sich dann zur Ruhe setzen. Amet lag ihm nämlich schon vermehrt in den Ohren, dass ihre Tage gezählt seien und sie die verbleibenden noch beschaulich auf dem wieder ergrünenden Land verbringen wolle. Auch war sie die kleineren Reibereien zwischen den Familienangehörigen, die sich während des langen Zusammenseins nicht vermeiden ließen, leid. Nachdem sie ihren Teil des logistischen Meisterwerkes äußerst gut erfüllt hatten, wollten sie jetzt die Rechte und Pflichten in die Hände ihrer Nachkommen legen.

So kam es, dass beide sich schweren Herzens, aber gleichwohl von Stolz erfüllt und befriedigt ob ihres gelungenen Tuns, von ihren Söhnen Lup, Klappf, Pars und Vel sowie deren Frauen Laber, Hilloh, Deuer und Schön verabschiedeten und sie baten, am Orte ihrer Siedlung auf einem hohen Fels oder Berg ihrem Gott ein Zeichen zu setzen und ihrer zu gedenken. Sie zweifelten nicht daran, dass diese ihre Arbeit erfolgreich in ihrem Sinne fortsetzen würden, so dass die oberste Führung zufrieden sein konnte. So brachen die Söhne des Patriarchen auf den riesigen Strömen in alle Richtungen auf. Sie hatten mit ihren Frauen nunmehr fast die gesamte Erdkugel umrundet, anfangs auf dem Meere

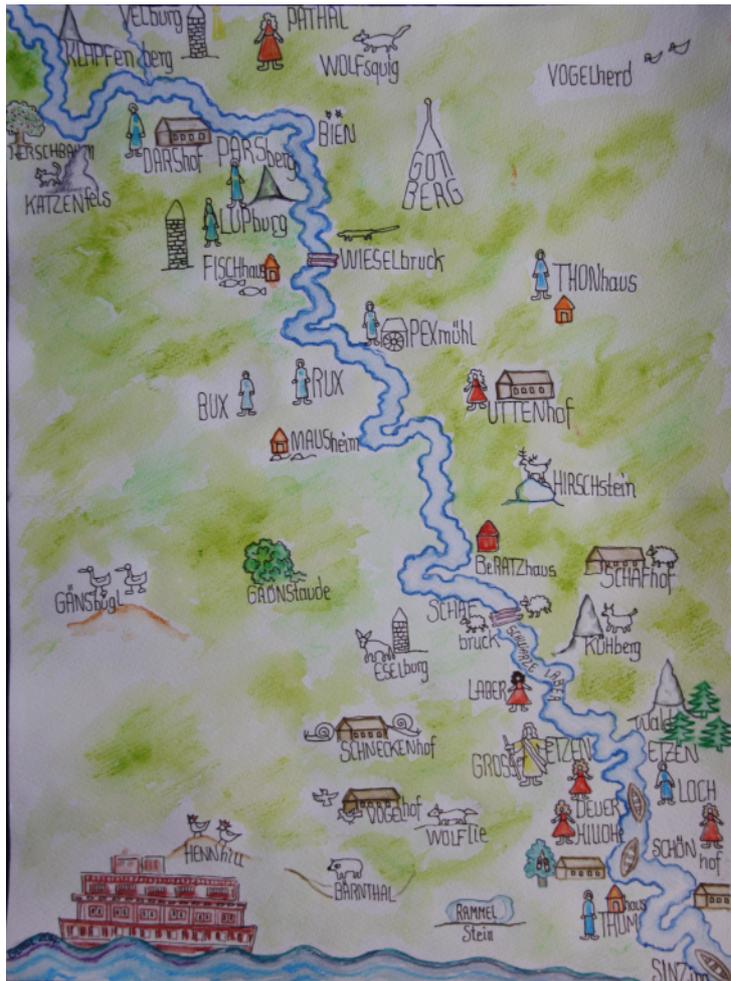
der Sinzflut, dann auf Strömen und Flüssen. Auf ihren Schiffen befanden sich nur mehr wenige Tiere, als sie sich zu ihrer größten Glückseligkeit und Erstaunen an einem Strom, den man Äonen später als Danubia bezeichnete, wieder trafen und in die Arme fielen. Und sie beschlossen, dass nunmehr die Zeit gekommen wäre, das Werk zu vollenden, zu siedeln und sich zu mehren.

An einem Orte, der nach undenklich langer Zeit einmal Ratisbona genannt werden sollte, bauten sie kleine Boote, um den letzten ihnen noch verbliebenen tierischen Genossen und sich selbst einen Platz zuzuweisen. Als sie nach kurzer Zeit einen lieblichen Landstrich mit sanften Hügeln, anmutigen Felsformationen, blauen Steinen, Wäldern und grüner Vegetation in allen Schattierungen erreichten, benannten sie alle Punkte und Orte, wo sie sich mit Weib und Tier niederlassen, das Vieh und Land aufteilen, und sich helfend Gemeinschaften gründen wollten. Die anmutige schwarzhäarige Laber gebar ihrem Mann Lup nach und nach die Söhne Bux, Rux und Pex, nachdem sie Esel und Schaf ausgeladen, ein Haus errichtet und später eine Bruck gebaut hatten. Eine ihrer Töchter, die wie ihre Mutter Laber genannt wurde, weil deren schöner Mund ebenfalls ohne Unterlass in ständigem Flusse war, hatte die weißblonden Haare ihres Vaters geerbt und gründete später mit Ihrem Mann an einem Wasser, das nach ihr benannt wurde, einen neuen Markt, wie die Siedlungen später genannt wurden.

Etzens's und Amets Sohn Klapf entließ die Hirsche und Bären von seinem Schiff. Er siedelte mit seiner Frau Schön auf einem Berg nahe der Quelle des Flusses. Sie errichteten im Laufe der Zeit einen Eichhof für ihren Sohn Loch. Ihr erstgeborener Sohn Thum wollte in der Nähe hausen. Der hübsche schwarzlockige Sohn Thon baute sein Haus weiter flussaufwärts. Etzen's Sohn Vel errichtete mit der tüchtigen Deuer einen aus Steinen gefügten Burgus, nachdem er Wiesel, Wolf und Katzen auf einem Felsen ausgesetzt hatte. Diese machten sich sofort daran, die Mäuse zu jagen, die sich schon auf der Reise vermehrt hatten und in einer Vielzahl an Land sprangen. Des Patriarchen jüngster Sohn Pars und die intelligente Hilloh gründeten einen Hof mit Viehhaus auf einem Berg, hielten und vermehrten dort die mitgebrachten Kühe und sich selbst, indem sie die Söhne Pathal und Hem (der später in einer Aue abseits des Flusses lebte) und die Töchter Utte und Pils zeugten, letztere bei einem Ausflug an die Quelle ihres Flusses. Die Schnecken blieben eine Zeitlang auf den Kähnen, bis sie sich auch auf den Weg in die Umgebung machten. Bei der Haltung der drei Ratzengattungen war ihnen ein kleiner Fehler unterlaufen, der sich aber im nachhinein als unbedeutend oder sogar als Vorteil herausstellen sollte. Die Gattung der A- und C-Ratzen hatten während der Flut so verängstigt reagiert, dass sie ins Wasser gesprungen und ertrunken waren. Nur die Unterordnung der klügeren Be-Ratzen hatte überlebt. Deren Nachkommenschaft brachte es später zu einigem Ansehen, da sie mit ihren Herren auf einem Schlosse lebten. So hatte alles seine gottgewollte Ordnung. Allmählich breiteten sich sämtliche Tiere und Menschen entsprechend ihrer anfänglichen Besiedlung wieder über die Erde aus und die alten Geschichten gerieten allmählich in Vergessenheit.

Dank erst mündlich – in Generationen über Generationen – überlieferter, später schriftlicher Nachrichten hat sich die Siedlungsgeschichte der Schwarzen Laber in Fragmenten erhalten. Es ist denkbar, dass das eine oder andere Detail im Laufe der Geschichte vertauscht wurde oder gar untergegangen ist. So ist in Betracht zu ziehen, dass eventuell einige der Söhne mehrere Frauen hatten, aber nur die Hauptfrau für erwähnenswert befunden wurde.

Ebenso darf man davon ausgehen, dass auch verschiedenes Kleingetier wie Käfer und Insekten mitgebracht worden war. Verschiedene Ortsbezeichnungen in der näheren und weiteren Umgebung lassen darauf schließen, dass die eine oder andere Namensgebung auf Zeugung mit einer Nebenfrau zurückzuführen ist. Ebenso fraglich bleibt, ob es dem Stammpaar Amet und Etzen in ihrem fortgeschrittenen Alter gelang, weitere Kinder zu zeugen. Wenn man einigen alten Quellen Glauben schenkt, wäre dies durchaus auch noch Hundertjährigen zuzutrauen. Aber dies bleibt im Dunkel der Geschichte und ist heute mehr oder weniger belanglos.



Teufel, Monster, böse Hexen

Ein Monster in der Schwarzen Laber
von Lothar Dechand, Lorenz Göttlein, Michael Hammer und Lucas Meier

Eines Tages ging Josef wie jeden Tag am Ufer der Laber zum Laufen. Durch die Anstrengung lief ihm der Schweiß über das Gesicht. Er hielt es nicht mehr länger aus und sprang in das kalte Wasser, um sich abzukühlen. Als er wieder herausklettern wollte, packte ihn plötzlich etwas am Bein. Josef zappelte und schrie um Hilfe. Kurz erblickte er eine hässliche Gestalt. Sie zog ihn in die Tiefe. Es machte „puff“ und „paff“ und Josef verwandelte sich in einen Fisch. Nun konnte er unter Wasser sehen und atmen.

Der Junge sah sich um. Er bemerkte, dass er in einer Höhle gefangen war. Aber er war nicht allein. Eine wunderschöne Nixe schwamm auf ihn zu. „Wer bist du und wie heißt du denn?“, fragte sie Josef. „Ich heiße Gugunda. Ich bin eine Prinzessin und wohne mit meinen Eltern auf Burg Ehrenfels.“ „Was hat dich hierher gebracht?“, fragte Josef. Sie antwortete: „Dieser dumme Wassermann hat mich überfallen und hält mich nun hier gefangen!“ Josef und Gugunda beschlossen, einen Plan zu schmieden, um den bösen Flussgeist zu überlisten. Dann warteten sie auf einen günstigen Augenblick, um ihr Vorhaben auszuführen.

Am nächsten Tag, als der Wassermann einen Mittagsschlaf hielt, fesselten sie ihn mit einem Seil, das sie in der Höhle gefunden hatten. Danach nahmen sie ihm die Schlüssel ab und schlossen das Tor auf. Sie schleppten den Wassermann in einen finsternen Gang und versperrten den Zugang mit einem riesigen Felsbrocken. Dann tauchten sie aus dem Wasser auf, schwammen ans Ufer und freuten sich über ihre geglückte Flucht. Da sie sich mittlerweile lieb gewonnen hatten, feierten sie auch bald Hochzeit. Und wenn sie nicht gestorben sind, dann leben sie noch heute.



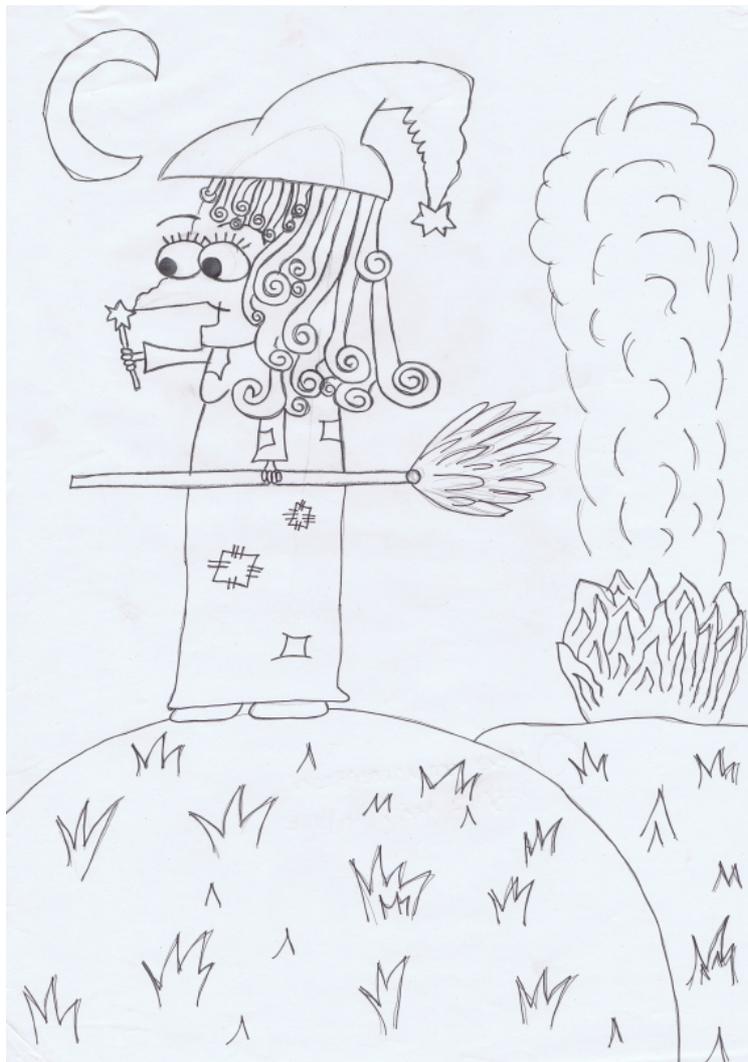
Das verschwundene Mädchen von Tatjana Meier

Es war einmal ein kleines Dorf namens Mausheim, das nur etwa eine halbe Stunde zu Fuß von der Burg Ehrenfels entfernt lag. In diesem Dorf wohnte auch die Bauerntochter Theresa mit ihren Eltern. Sie hatten einen kleinen Hof mit zehn Kühen, zwei Schweinen, einem Hund, einigen Hasen und Katzen und einer großen Schar an Hühnern, Enten und Gänsen. Außerdem bewirtschafteten sie noch einige Felder. Sommer wie Winter arbeiteten ihre Eltern sehr fleißig, dennoch nahmen sie sich auch viel Zeit für die Familie. In dem beschaulichen Dorf wurde der Zusammenhalt stets gepflegt und jeder war willkommen. Einmal im Jahr brachte Therasas Familie die Steuern, in Form von Feldfrüchten und anderen Naturalien, in den Zehentstadel nach Beratzhausen. Der Graf verlangte nicht allzu hohe Abgaben und war deshalb bei seinem Volk sehr beliebt.

Therasas Leben schien perfekt zu verlaufen. Dennoch war dieses Glück nicht vollkommen. Vor einigen Jahren wollte ihre ältere Schwester Thekla, die nach der heiligen Patronin der dorfeigenen Kirche benannt wurde, etwas Wasser an der Schwarzen Laber für die Tiere schöpfen. Von dort kam sie aber nie wieder zurück. Tage und Nächte suchten die Dorfbewohner nach ihr, aber vergebens. Das einzige, was man von Thekla fand, waren ihre Schuhe, die sie am Flussufer ausgezogen hatte. Das ganze Dorf trauerte um das Mädchen. Einige vermuteten, dass sie sich das Leben genommen hätte. Theresa, ihre Mutter Aurelia und ihr Vater Josef glaubten dies aber nicht. So wurde kein Wort mehr über die junge Verschwundene verloren. Das Leben ging weiter als hätte sie nie gelebt. Als wäre sie vergessen worden. Theresa konnte und wollte aber nicht aufhören zu glauben, dass ihre Schwester eines Tages wieder zurückkehren würde. Bei jeder Gelegenheit schlich sie, trotz ausdrücklichem Verbot ihrer Eltern, hinab zum Fluss. Dort kniete sie sich vor einem Stein nieder und betete zur Gottesmutter um Hilfe. Sie wollte die Suche nach ihrer Schwester nicht aufgeben. Dafür hatte sie viel zu viel Hoffnung.

So verstrichen einige Jahre, in denen sich kein Lebenszeichen von Thekla auftat. Doch Therasas Flamme der Hoffnung erlosch nicht. Als sie eines Abends wieder zum Fluss hinunter ging, begegnete ihr eine alte Frau. Die Frau bat sie, für sie Kräuter zu sammeln, denn die Alte konnte so gut wie nichts mehr sehen. Theresa pflückte die Pflanzen heimlich, damit die Eltern es nicht bemerkten. Am Tag darauf brachte sie ihr das Gewünschte. Diesmal bat die Frau Theresa um Rosen aus dem Garten ihrer Mutter. Auch das tat Theresa heimlich, denn die Eltern sollten sich keine Sorgen machen. Als das Mädchen einen Korb voller Rosen überreichte, bat die Frau sie um einen dritten Gefallen. Das Mädchen sollte aus einer Höhle, die dicht bei der Burg Ehrenfels lag, einen Edelstein bergen. Theresa tat die alte, gebrechliche Frau leid und versprach ihr deshalb, auch diesen Wunsch zu erfüllen. Obwohl die Eltern Theresa nicht mehr vom Hof weglassen wollten, schlich sie sich davon, um ihr Versprechen einzuhalten. Als Theresa auf der Suche nach dem Edelstein immer tiefer in die Höhle hinein geriet, sah sie plötzlich einen hellen Raum. Hier fand sie ihre Kräuter und ihre Rosen wieder. Auf einmal stand auch die Frau vor ihr. Dieses alte, gebrechliche Weib verwandelte sich vor den Augen von Theresa in ihre Schwester Thekla. Theresa konnte es kaum fassen und fiel ihrer Schwester vor Freude um den Hals. Thekla erzählte ihrer Schwester anschließend, was damals geschehen war: Sie war beim Wasserschöpfen für die Tiere in den Fluss gefallen und ohnmächtig geworden. Als sie

wieder zu sich kam, befand sie sich in dieser Höhle. Ein Flussgeist, der sie schon lange beobachtet hatte, hatte sie dort hingebacht und wollte, dass sie für immer bei ihm bleiben sollte. Erst nach langem Weinen und Bitten erlaubte er ihr, dass sie in Gestalt der alten Dame die Höhle hin und wieder verlassen durfte. Die einzige Möglichkeit, ihre wahre Gestalt wiederzuerlangen, war, Theresa in die Höhle zu führen. Durch Theresas Hilfsbereitschaft war ihr das nun gelungen und so konnte sie ihr Gefängnis wieder als junge Frau verlassen. Überglücklich kehrten die beiden Schwestern zu ihren Eltern zurück. Ihre Rettung wurde vom ganzen Dorf mit großer Freude gefeiert.



Die Gutmütigkeit und die Boshaftigkeit von Sonja Frank

Es war einmal eine alte Frau, deren Kinder schon erwachsen und selbständig waren. Deshalb lebte sie nun alleine in einem kleinen, abgelegenen Häuschen im Tal der Schwarzen Laber. Sie hieß Anne-Marie und war wegen ihrer Freundlichkeit und Gutmütigkeit sehr beliebt. Alle nannten sie nur „Annerl“. Eines Tages beschloss sie, in den Wald, der sich auf dem Bergrücken über dem Flusstal erstreckte, zu gehen, um Feuerholz zu suchen. Als sie das gesammelte Holz heimtrug, kam sie an der Schwarzen Laber vorbei. Dort legte sie eine Pause ein und kühlte sich ab. Danach ging sie weiter ihres Wegs, doch plötzlich hörte sie das Knacksen von Ästen hinter sich. Als sie sich umdrehte, sah sie, dass es der Teufel und sein Gefährte Trolli waren, die das Geräusch verursachten. Da die alte Frau aber keine Angst vor dem Teufel hatte, stellte sie die beiden zur Rede, was sie von ihr wollten. Der Teufel lachte hinterhältig und blickte sie aus zusammengekniffenen Augen böse an. Er erwiderte: „Gib mir sofort deine Seele, sonst hole ich dich später, wenn du stirbst, für immer in die Hölle.“

Nun bekam Annerl es doch ein wenig mit der Angst zu tun. Doch so einfach wollte sie ihre Seele nicht hergeben. Frechheit siegt, dachte sie und erwiderte dem Teufel: „Gut, aber da hätte ich noch eine Bedingung. Du musst mir beweisen, dass du wirklich der Teufel bist. Erfülle mir drei Aufgaben. Die erste wäre, dass du mir den goldenen Apfel vom Baum des Lebens bringst. Die zweite lautet, dass du eine Stecknadel im stacheligen Heuhaufen finden musst. Die dritte Aufgabe besteht darin, dass ich meinen Ehering in die Schwarze Laber werfen werde, und du ihn mir dann unbeschädigt zurück bringst. Du hast dazu sieben Tage Zeit. Wenn du eine Aufgabe nicht schaffst, kann ich meine Seele behalten und darf mir noch drei weitere Gaben wünschen.“

Der Teufel war so überrascht über die Furchtlosigkeit der Frau, dass er sich auf das Angebot einließ. Als er nach einigen Tagen am Baum des Lebens ankam, versuchte er, die goldene Frucht zu pflücken. Aber der Apfel wollte sich einfach nicht vom Baum lösen lassen. Der Teufel wusste nicht, dass nur Bewohner des Tales die Macht haben, Äpfel vom Baum des Lebens zu pflücken. Genervt ging er zunächst die zweite Aufgabe an. Er musste eine silberne Stecknadel in einem riesigen Heuhaufen finden. Da der Teufel keine Lust dazu hatte, ließ er seinen Gefährten Trolli hineinkriechen. Dieser untersuchten jeden Grashalm, doch der Heuhaufen war so groß, dass es noch Jahre dauern konnte, bis er die Stecknadel finden würde. Daher beschloss der Teufel, schon einmal mit der Lösung der dritten Aufgabe zu beginnen. Er musste den Ring aus der Schwarzen Laber fischen. Das konnte ja nicht allzu schwer sein. Er sprach seinen Zauberspruch auf: „Ich, Teufel, rot und groß! Hutzelbein, Krötenbein, Krötenbein hin und her! Bring mir den Ring aus dem Fluss sofort hierher!“ Aber nichts geschah! Die schlaue Alte hatte ihr Schmuckstück nämlich einem Fisch zum Fressen gegeben. Sie wusste, dass der Teufel über die Tiere des verwunschenen Baches keine Macht hatte und dass es ihm deshalb unmöglich war, den Ring hervorzuzaubern. Doch was sollte er jetzt tun? Morgen würde schon der siebte Tag vorbei sein! Die Alte hatte ihn ganz schön hereingelegt.

Als der nächste Tag anbrach, kehrte der Höllenfürst voller Hass zu der Alten zurück. Er klopfte an ihre knorrige Haustüre und die Frau schloss auf. Sie fragte: „Na, hast du alle drei Aufgaben erfüllt?“ Der Teufel erwiderte zornig: „Nein! Du schreckliches Weib!

Wegen dir kann ich mir jetzt meinen Titel als Teufel in die Haare schmieren! Nun wünsche dir endlich deine drei verfluchten Gaben!" Die Frau überlegte nicht lang. Sie wünschte sich, dass ihr das Glück immer zur Seite stehe, dass sie lange lebe und dass sie der Teufel zukünftig in Ruhe lassen solle. Und so geschah es dann auch. Der Teufel stattete ihr nie mehr wieder einen Besuch ab und sie lebte lange in Ruhe und Frieden. Natürlich durfte sie auch ihre Seele behalten. Und wenn sie nicht gestorben ist, dann lebt sie noch heute.



Die zauberhaften Rosen von Lisa Kachanjuck

Es war einmal ein glückliches Königspaar, das in einem wunderschönen Schloss im Tal der Schwarzen Laber lebte. Eines Tages lief ihre Tochter, die kleine Prinzessin Josefin, zum Spielen allein in den verwunschenen Wald nahe des Flusses. Die Leute erzählten sich, dass dort angeblich eine böse Hexe leben sollte.

Josefin wußte jedoch nichts davon und hüpfte fröhlich durch den Wald. Plötzlich stand sie vor dem Haus der Hexe. Im Vorgarten wuchsen wunderschöne Rosen. Jede von ihnen trug im Innersten ihrer Blüte einen funkelnden Diamanten. Josefin war entzückt und beschloss, ein paar davon ihrer Mutter zu schenken. Sie pflückte drei Blumen ab und verließ dann den Garten wieder.

Das Mädchen lief immer tiefer in den Laaberer Wald und schließlich verirrte es sich. Auf einmal stand die Hexe vor ihr und sprach: „Du böses Kind hast mir meine Rosen gestohlen, dafür wirst du büßen! Ene mene Goethe, du bist jetzt eine Kröte!“, vollendete sie ihren Zauberspruch. „Warum bist du denn so groß geworden?“, fragte die kleine Prinzessin. Sie sah auf ihre Hände und schrie: „Oh nein, ich bin eine Kröte!“ Die Hexe nahm ihr die Rosen weg und verschwand. „Wie soll ich denn jetzt wieder nach Hause kommen?“, dachte die Prinzessin. Sie hüpfte Tag und Nacht durch den Wald, als plötzlich ein riesiger Drache vor ihr stand. „Na, wer bist denn du?“, fragte er freundlich. „Ich bin Josefin. Eine böse Hexe hat mich in eine Kröte verwandelt“, erklärte sie. „Und wo wohnst du?“, erkundigte er sich. „Im Schloss“, antwortete sie. „Bleib heute Nacht bei mir und morgen fliege ich dich nach Hause zu deinen Eltern“, versprach er.

Am nächsten Tag brachte der Drache das verzauberte Mädchen zum Schloss. Josefin bedankte sich bei ihm und hüpfte dann zum Burgtor. „He, kleine Kröten wie du dürfen nicht ins Schloss!“, schrie eine Wache und versperrte ihr den Weg. „Ich bin’s, Josefin!“, erklärte die Prinzessin. „Und ich bin der König!“, lachte der andere. Auf einmal ging das Tor auf und der König kam mit seinen Gefolgsleuten aus der Burg. „Papa, Papa, ich bin es, Josefin!“, quakte sie so laut sie konnte. „Josefin? Josefin, was ist mit dir geschehen?“, wunderte er sich. „Eine böse Hexe hat mich verwandelt.“ Der Drache sprach: „Herr König, wir müssen versuchen, den Zauber zu brechen. Meine Freundin, die weise Waldfee, kann ihr vielleicht helfen.“

Also machten die drei sich auf den Weg zur Fee, die in den Wipfeln der Bäume lebte. Als sie bei ihr angekommen waren, erhielten sie folgenden Rat: „Ihr müsst die Hexe töten und die Rosen auf die Haut der Prinzessin legen.“ Nun wanderten sie zum Hexenhaus. Der König klopfte an die Tür. „Wer stört mich?“, grunzte die Alte und öffnete dann. Der König trat schnell ein paar Schritte zur Seite. Die Hexe folgte ihm und wollte sich schon auf ihn stürzen. „Du wagst es, mich zu belästigen?“, keifte sie. „Sccccch!“, zischte der Drache und spuckte ihr einen Feuerstrahl entgegen. Die Hexe schrie auf und viel tot um. Der König schnitt schnell einige der Rosen ab und gab sie der Prinzessin. Schon bei der ersten Berührung wurde sie von ihrem Bann erlöst. „Hier, die ist für dich“, lachte Josefin erleichtert und gab eine ihrer Blumen an den Drachen weiter. Als die Rose die Haut des Untiers berührte, verwandelte er sich plötzlich in einen hübschen Prinz. „Danke, dass du mich erlöst hast. Die Hexe hat mich vor vielen Jahren in einen Drachen verwandelt“, rief er und sie fielen sich alle drei vor Freude in die Arme. Ihre wundersame Errettung wurde

im Schloss mit einem großen Fest gefeiert. Ein paar Jahre später heiratete Josefin den Prinzen. Die beiden lebten dann glücklich und zufrieden bis an ihr Lebensende im Tal der Schwarzen Laber.



Der Herrscher der Schwarzen Laber von Tim Koller

Es war einmal ein kleiner Junge, der Simon hieß. Er liebte es, bei hellen Vollmondnächten draußen herumzuspazieren. Heute war der Mond wieder kugelrund. Simon machte sich deshalb auf den Weg und wollte diesmal ins Tal der Schwarzen Laber wandern. Am Tag war es sehr heiß gewesen. Darum kam er auf die Idee, sich im Fluss abkühlen. Er schlenderte ans Ufer und kletterte die Böschung hinab. Aber kaum stand er im Wasser, da packte ihn etwas am Fuß. Es war ein Fisch, der aber seltsamerweise so aussah wie ein Mensch. Er hatte grüne Schuppen, stechend gelbe Augen und Kiemen anstatt der Ohren! Jetzt erst konnte Simon den Wassermann richtig erkennen. Der tauchte neben ihm auf und brüllte ihn an: „Ich bin der Herrscher über diesen Fluss! In Vollmondnächten habe ich die Macht, herauszukommen und alle zu bestrafen, die es wagen, zu dieser Zeit ein Bad zu nehmen. Du bist eins meiner vielen Opfer und wirst mit deinem Leben büßen!“ Simon bekam schreckliche Angst. Es blieb ihm keine Zeit mehr, um Hilfe zu rufen. Schon zog ihn der Fischmensch unter Wasser. Simon wusste nicht, was er tun sollte, und überlegte verzweifelt. Da kam ihm plötzlich die rettende Idee. Er griff nach seinem Taschenmesser, das er immer in der Hose stecken hatte, und schnitt damit dem Fischmensch die Hand ab. Nun jaulte dieser auf. Er hatte fürchterliche Schmerzen und ließ Simon los. Schnell schwamm Simon an die Wasseroberfläche und rettete sich ans Ufer. Der Wassermann verfolgte ihn nicht. Er war nie wieder gesehen. Bis heute kann keiner sagen, ob er überlebt hat und weiterhin in den Tiefen des Flusses lauert. Aber ich würde euch raten: Geht bei Vollmond nie allein an der Scharzen Laber spazieren und schon gar nicht baden!



Der Flussgeist von Benedict und Contantin Federl

Es war einmal ein kleines, freches Männlein, das lebte im Tal der Schwarzen Laber. Dort wohnte es in einer Hütte und trieb sein Unwesen. Auf einem Schild aus Holz, das oberhalb der Tür angebracht war, stand in großen Buchstaben: FLUSSGEIST-HÜTTE. Einmal im Monat verließ der böse Kobold sein Zuhause, um im nahe gelegenen Dorf ein Kind zu stehlen. Er hatte nun schon neun Kinder zu sich geholt und für jedes Kind hatte er eine kleine Hütte gebaut. Diese Holzhäuschen waren zwar nicht so schön und nicht so groß wie die seinige, aber die Bretter waren mit vielen Farben bunt bemalt und innen hatte er sie sehr gemütlich eingerichtet mit einem Bettchen, einem Tischlein und einem kleiner Stuhl. Zu jeder Behausung führte ein schmaler Pfad und alle Wege liefen bei der großen Hütte des Flussgeistes zusammen.

Nun stand es an, dass zehnte Kind zu holen. Der Flussgeist lief entnervt hin und her. Er schnaubte vor Aufregung. Das kleine Männchen war nämlich krankhaft ehrgeizig. Es wollte, dass möglichst viele Menschen aus dem ganzen Land in sein Reich kommen. Und jeder sollte die Schönheit und Einzigartigkeit seines Flusstals bestaunen. Als besondere Attraktion hatte er sich diese Häuschen mit den darin gefangenen Kindern ausgedacht. An jeder der kleinen Hütten war außen ein Schalter angebracht. Drückte man diesen, so musste das Kind in der Hütte zu singen und zu tanzen anfangen. Mit dem zehnten Kind sollte sein Werk vollendet sein.

Die Kinder, die er schon gestohlen hatte, saßen traurig auf ihrem Sessel in ihren kleinen Hütten. Sie hatten schon so viel geweint, dass nun keine Tränen mehr aus ihren Augen traten. Sie wünschten sich nichts sehnlicher, als wieder nach Hause zu ihren Eltern und Geschwistern zurückkehren zu dürfen. Aber die Türen waren allesamt zugesperrt!

Jetzt machte sich der Flussgeist erneut auf den Weg ins Dorf. Er verließ den Uferbereich der Schwarzen Laber, blickte aber noch einmal zurück. Ein Lächeln huschte über sein Gesicht. „Mir gehört das schönste Flusstal weit und breit“, sagte er zu sich und war sehr zufrieden. „Leute aus aller Welt werden es bewundern. Vor allem, wenn sie die niedlichen Hütten entdecken, die Schalter drücken und die Kinder beim Singen und Tanzen beobachten können. Sie werden davon berichten, dass ich, der Flussgeist, das herrlichste Reich weit und breit besitze. Ja, das werden die Menschen sagen.“

Als das kleine Männlein im Dorf angekommen war, versteckte es sich hinter einer großen Eiche. Plötzlich erspähte der Flussgeist ein Kind, das auf einer Schaukel saß. „Das könnte eine leichte Beute für mich werden“, dachte er sich. Er sprang hinter dem Baum hervor, tat einen weiteren Satz und stand vor seinem nächsten Opfer. Der Junge erschrak und wollte schon nach Hause laufen. Da griff der hinterhältige Gnom in die Hosentasche, holte eine Tafel Schokolade hervor und hielt sie ihm freundlich hin. Als das Kind das sah, blieb es stehen. „Wenn du mit mir kommst, gebe ich dir leckere Süßigkeiten. Ich habe einen ganzen Berg davon in meiner Hütte am Fluss.“ Das Kind war ganz arglos. Neugierig ging es mit dem bösen Männlein mit. Es ahnte ja nicht, dass es einen gemeinen Kinderdieb vor sich hatte.

Im Flusstal angekommen, schrie ihn der Gnom plötzlich an: „Hier hast du die Schokolade. Aber rühre dich nicht vom Fleck und warte gefälligst, bis ich wieder komme.“ Er hüpfte davon und kam mit ein paar Holzbretter zurück. Schnell war die zehnte Hütte

zusammengezimmert. „Du hockst dich nun da hinein und hältst dich mucksmäuschenstill“, kommandierte der Flussgeist und sah das Kind streng an. Der Junge begriff nun den Ernst der Lage. Die Schokolade war nur ein Lockmittel gewesen, damit es mit dem Männlein mitging. Wie oft hatten ihn Vater und Mutter davor gewarnt, Fremden zu sehr zu vertrauen. Das Kind fing bitterlich zu weinen an. Nun war es hier eingesperrt. Mit traurigem Blick guckte es aus dem Fenster hinaus. Da bemerkte es auch die übrigen kleinen Hütten. Aber nirgends drang ein Laut heraus, denn die anderen Kinder waren vor Angst und Verzweiflung schon verstummt.

Der Flussgeist machte nun seine Runde und kontrollierte jedes Häuschen. Jedem Kind befahl er, sobald der Schalter gedrückt wurde, die einstudierten Tänze und Lieder aufzuführen. Zuletzt stand er auch vor dem Fenster des Jungen. „Für dich überlege ich mir auch noch eine Aufgabe! Und wehe, du machst nicht mit!“, brüllte er.

„So, jetzt habe ich zehn Kinder in zehn Hütten. Das ist sicher ein verlockendes Angebot für die Touristen. Nun können Leute aus dem ganzen Land kommen und mein Flusstal bewundern“, sagte der Flussgeist zufrieden zu sich selbst.

Er sorgte dafür, dass sich diese Attraktion schnell herumsprach. Menschen aus nah und fern reisten in das Tal. Sie sahen es und waren entzückt über die herrliche Natur. Doch dann geschah etwas Seltsames. Sobald einer der Besucher zu einer der kleinen Hütte ging, den Schalter entdeckte und drückte, hörte er keinen Gesang und sah keinen Tanz. Stattdessen schaute nur ein trauriges Kind aus der Fensteröffnung der Hütte heraus. Alle Leute, die in das Tal gekommen waren, schüttelten darüber den Kopf. Die vielen traurigen Kindergesichter ließen sogar die schöne Flusslandschaft hässlich und abstoßend erscheinen. Schnellstens rannten die Menschen davon und wollten nie wieder kommen.

Der Flussgeist, der doch wegen seinem Flusstal bewundert werden wollte, wurde nur noch von allen verachtet. Vor Enttäuschung sperrte er die Türen der kleinen Hütten auf. Und alle Kinder durften in ihr Dorf zurückkehren, wo die Eltern schon sehnsüchtig warteten.

Alle waren nun wieder glücklich, nur der Flussgeist nicht. Er war so verbittert, dass er alle seine Bauten anzündete. Auch sein eigenes Haus wurde ein Opfer des Feuers. Und fortan lebte der böse Geist nur noch im Wasser der Schwarzen Laber, ließ sich flussabwärts treiben und wurde nirgendwo mehr sesshaft.



Die Rache der Toten von Felix Beckstein

Vor langer, langer Zeit – im Jahr 1763 – wurde in Beratzhausen die St. Peter- und Paul-Kirche erbaut. Die Maurer errichteten sie zum Teil über einem Friedhof, der sich hier befand. Deswegen wurden die uralten Gräber geöffnet und die Skelette der Toten herausgeholt. Irgendwo mussten sie eine neue Bleibe finden. Hinter der Pfarrkirche gab es eine gotische Kapelle. Man beschloss, die Knochen in dem Keller der Kapelle unterzubringen. Die Skelette wurden auseinander genommen, die Einzelteile wie eine Wand aufgeschichtet und der ganze Raum damit aufgefüllt. Doch dies war ein großer Fehler! Die Toten fühlten sich dadurch in ihrer Ruhe gestört. Sie erwachten zum Leben und rächten sich im Schutz der Dunkelheit auf furchtbare Weise an den Bürgern von Beratzhausen. Schon am nächsten Morgen wurden über hundert Leichen gefunden. Und diese Mordnächte wiederholten sich in regelmäßigen Abständen.

Ein Junge hatte dabei seinen Vater verloren. Er hieß Jonas und war völlig verzweifelt. Was war geschehen? Niemand konnte ihm darauf eine Antwort geben. Alle lebten nur noch in Angst und trauten sich nicht mehr aus ihren Häusern. So suchte er allein nach dem Grund für dieses schreckliche Massaker. Es vergingen Monate, bis er heraus fand, dass die Toten, deren Skelette man einfach zerlegt hatte, die Ursache für die zahlreichen Morde waren. Jonas vermutete, dass er sie mit einem neuen Friedhof, in dem sie ihre Ruhe finden würden, versöhnen könnte. Deshalb setzte er sich hin und zeichnete einen Plan für eine schöne große Gartenanlage mit vielen Gräbern.

Als er fertig war, packte er die Papiere ein, nahm seinen ganzen Mut zusammen und ging in den Keller der Kapelle zu den Toten. Dort wartete er die Nacht ab, da dann die Geister erscheinen würden. Sie kamen und wollten schon über ihn herfallen, doch er zog seinen Plan heraus und erklärte ihnen seine Idee. Sein Vorschlag gefiel den Geistern. Jonas konnte sie davon überzeugen, dass sie auf ihrem neuen Friedhof durch nichts und niemanden mehr in ihrer Totenruhe gestört werden würden. Als er am nächsten Tag den Leuten von seinem Erlebnis erzählte, bewunderten ihn alle für seinen Mut. Die Gemeinderäte beschlossen, auf dem Hennaberg bei der Sebastianskirche einen neuen Friedhof anzulegen. Von nun an lebten die Bürger von Beratzhausen wieder in Frieden.



Der Anschlag der bösen Hexe auf die Herrscher der Königsmühle von Cansunur Güclüer, Umutcan Civelek, Dennis Bräuer und Michelle Hummig

Ein König und eine Königin lebten in einer Mühle an der Schwarzen Laber, deshalb hieß die Mühle Königsmühle. Sie wünschten sich sehnlichst ein Kind. Nach drei Jahren war es nun endlich soweit. Sie bekamen eine Tochter und nannten sie Julia. Eines Tages zog eine böse Hexe in das nahe gelegene Dorf Mausheim. Sie beneidete die glückliche Familie in der Königsmühle und beschloss, ihre Zauberkünste anzuwenden, um sie zu vernichten. Denn sie wollte selbst Königin sein, in dem großen Anwesen direkt am Fluss wohnen und eine Tochter haben.

Also begann die Hexe, einen bösen Plan zu schmieden. Sie verkleidete sich als alte Frau und bereitete einen Korb Äpfel vor. Darunter mischte sie zwei vergiftete Stücke und begab sich damit zur Königsmühle. Dort überreichte sie der Königin die Äpfel als Geschenk. Begeistert wollte diese gleich in eine besonders schöne Frucht hineinbeißen, sah aber, dass eine schwarze Flüssigkeit den Apfel herunterlief. Die Königin schöpfte Verdacht und hielt sich zurück. Sie ahnte, dass es Gift war. Sofort ließ sie die Hexe von ihren Arbeitern einsperren, wandte sie sich an den Bürgermeister des Ortes und verlangte eine Untersuchung. Dabei stellte sich heraus, dass die Hexe wirklich versucht hatte, sie zu töten. Ein Gericht entschied, dass die Hexe wegen dieser Tat aus dem schönen Labertal verbannt werden sollte und nie mehr zurückkehren durfte. In der Königsmühle regierte das Königspaar aber glücklich weiter bis an sein Lebensende.



Die Laber-Hexe von Benedikt Lutterodt

Es war einmal ein wunderschönes Flusstal namens „Tal der Schwarzen Laber“. In dieser Gegend regierte ein König namens Josef. Er liebte sein Land, denn es war noch so naturbelassen und vielfältig wie kein anderes Königreich. Doch eines Tages kam aus den tiefen Wäldern der Anhöhen, die den Fluss umgaben, eine Hexe hervorgekrochen. Sie ließ sich am Flussufer nieder, verbreitete Angst und Schrecken und verzauberte alle, die sie verjagen wollten oder etwas Schlechtes über sie erzählten. So herrschte sie von nun an allein im Tal. Da sie in ihre Kristallkugel geblickt hatte, wusste sie allerdings, dass eines Tages ein fremder Prinz in das Tal der Schwarzen Laber kommen würde, um sie zu töten. Die Hexe bereitete sich darauf vor. Sie erarbeitete drei Rätsel für den Eindringling. Zwei davon musste er erst erfolgreich lösen, um überhaupt an sie heranzukommen.

Eines Tages war es soweit. Ein Prinz erschien vor dem König und rief: „Ich werde Euch befreien und die Laber-Hexe töten!“ Der König war hocherfreut, fragte ihn aber: „Willst du dieses Risiko wirklich eingehen?“ Der Prinz sagte:

„Wenn es sein muss, setze ich dafür mein Leben aufs Spiel.“

Nachdem der König seine Einwilligung gegeben hatte, überreichte er ihm für seinen Kampf noch ein magisches Schwert und ein Zauberschild. Der Prinz machte sich noch am selben Tage auf den Weg.

Nach langem Suchen fand der Prinz das erste Rätsel auf einem Stück Pergament, auf dem stand: „Finde den letzten goldenen Apfel.“ Er hatte Glück und entdeckte drei Tage später den goldenen Apfel, der



in der Krone eines großen Baumes am Flussufer hing. Dort lag auch der Hinweis auf die zweite Aufgabe. Er las: „Gehe zur Hammermühle. Dort findest du eine Tür, hinter der eine dreiköpfige Schlange lebt. Du musst sie töten. Sie bewacht einen Sack, in dem sich eine goldene Kugel befindet.“ Nachdem sich der Prinz ausgeruht hatte, brach er am nächsten Tag auf. Um sein Ziel zu erreichen, musste er jedoch erst einen gruseligen Wald durchqueren. Dies gelang ihm nur, weil er all seinen Mut zusammennahm.

Nachdem der Prinz nun an der Mühle angekommen war, hörte er ein lautes Zischen. Er öffnete eine Tür und stand plötzlich dem Ungetüm gegenüber. Doch er zog schnell sein magisches Schwert heraus. Es dauerte nicht lange und er konnte nach heftigem Kampf die Schlange töten. Dann bemerkte er den Sack. Als er ihn berührte, hörte er ein lautes Klicken. Die goldene Kugel, die darin verborgen war, öffnete sich und plötzlich erschien sie, die Laber-Hexe. Sie kreischte: „Du wirst mich nie besiegen können!“. Der Prinz zog noch einmal sein magisches Schwert. Sein Zauberschild wehrte alle Angriffe der bösen Alten ab und er schaffte es schließlich, sie zu überwältigen. Der Prinz tötete die böse Laber-Hexe und anschließend wurde überall gefeiert: in Beratzhausen, Nittendorf, Laaber, in der Hammermühle, in Mausheim und Darshofen. Zum Dank für die Befreiung bekam der Prinz von König Josef, der nun wieder allein regieren durfte, 10 000 Taler geschenkt. Alle waren froh und glücklich und wenn sie nicht gestorben sind, dann leben sie noch heute.

Der Räuber Igor Raubinski im Labertal.
von Christa Sienel

Der große Unbekannte

Das schöne, romantische und ruhige Tal der Schwarzen Laber lieben alle, die da wohnen und viele andere, die gerne hierher kommen. Es war immer bekannt als besonders ruhige Gegend. Doch jetzt ist es gar nicht mehr so ruhig, sondern vielmehr ganz schön aufregend. Es hat sich nämlich eine komische Person hier eingenistet und bringt die Menschen und Tiere ziemlich durcheinander. Ich will euch diese Erscheinung einmal kurz beschreiben. Es ist ein Mann, mindestens zwei Meter groß, fast ein Riese. Er hat schwarze, lange Haare, die ungekämmt und struwelig sein längliches, braunes Gesicht einrahmen. Wenn er nicht ganz wild schaut, dann grinst er richtig dreckig. Dann sieht man seine schwarzen Zähne und eine große Zahnlücke. Die langen Beine stecken in einer verknitterten, viel zu kurzen Hose, die einmal schwarz war und jetzt ziemlich dreckig und schmutzig aussieht. Die riesigen Füße stecken in ausgelatschten Tretern. Er hat eine speckige, braune Jacke an und die Arme baumeln an seinem langen Körper herunter, als würden sie gar nicht dazu gehören. Auf seinem Kopf sitzt ein weitkrepiger, ausgebleichter Hut, der aussieht als hätte er ihn einer Vogelscheuche gestohlen. Tief in seine faltige Stirn gezogen hat er diese schreckliche Kopfbedeckung und grimmig schaut er drein, so richtig zum Fürchten. Auf einmal war er da und keiner hatte ihn je gesehen. Er schlich überall herum und man wusste nicht, wo er wohnte. Das hat natürlich auch die Polizei beobachtet und eines Tages haben sie ihn kontrolliert. Aber er hatte einen Ausweis und sie stellten fest, dass er Igor Raubinski heißt und keinen festen Wohnsitz hat. So, jetzt wissen wir also seinen Namen. Sein ganzes Hab und Gut trug er in einem Rucksack mit rum, den er hütete wie seinen Augapfel. Schon vor Einbruch der Dunkelheit suchte er immer ein Nachtquartier und ließ sich nicht dabei beobachten. Meistens verschwand er in einem Waldstück und keiner hatte den Mut, ihm zu folgen. Bei Morgengrauen schlich er sich aus seinem Versteck und streunte durch die Gegend. Als ihm einmal ein ganz Neugieriger nachgehen wollte und er das bemerkte, ist etwas Mysteriöses passiert. Er blieb abrupt stehen, hat ganz schnell seinen Rucksack abgeschmissen und ein komisches Gerät heraus geholt, auf das er sich setzte und um die Taille schnallte. Dann zog er an einem dicken Seil und schon stieg er in die Luft. Wie ein Propeller hat sich das komische Gebilde unter ihm gedreht und flugs verschwand er in den Wolken. Dem Beobachter ist fast das Herz stehen geblieben und er hat Augen und Mund weit aufgerissen, denn so etwas hatte er noch nie gesehen. Schnell ist er in den Markt runter gerannt, wo die meisten Leute sind und hat es allen erzählt. Wie ein Lauffeuer verbreitete es sich im Labertal, dass da ein ganz unheimlicher Mann herum wandert, und fliegen soll der auch noch können. Igor Raubinski soll er heißen. „Igor Raubinski, was ist denn das für ein Name“, sagte die Frau Huber zur Frau Meier. „Wo der wohl her kommt und was der wohl bei uns will?“ „Da müssen wir ja alle Türen fest zusperren, denn der ist bestimmt gefährlich“, meinte da die Frau Wimmer. Schnell gingen sie auseinander und informierten am Heimweg die Frau Scheuerer und den Herrn Prinz. Und einer sagte es dem anderen und je mehr sich trafen, desto schauriger wurde die Geschichte des Igor Raubinski und desto größer die Angst vor dieser fremden Gestalt. Bald wusste der ganze Ort Bescheid und jeder verrammelte Tür und Tor und schaute neugierig und angstvoll aus dem Fenster und wollte natürlich unbedingt diesen Fremden sehen.

Igor Raubinski wusste natürlich nichts von alledem. Erst wanderte er gemütlich durch die Fluren und als ihm die Füße weh taten, schnallte er sich seinen Propeller um, stieg in die Luft, drehte ein paar Runden und überlegte, wo er am besten landen könnte, ohne beobachtet zu werden. Sein Propeller surrte und sein Magen knurrte. „Na, warte nur ein bisserl“, beruhigte er diesen und schaute sich nach essbarer Beute um. Er näherte sich einem kleinen Dorf und seine scharfen Augen sahen aus einem Garten Rauch aufsteigen. Da er jedoch nicht nur scharfe Augen, sondern auch einen unwahrscheinlich scharfen Geruchssinn hat, blies er seine großen Nasenlöcher wie Nüstern auf und witterte Bratenduft. „Da wird gegrillt, da muss ich hin“ brummelte er. Erwartungsvoll schleckte er sich schon die Lippen und das Wasser lief ihm im Mund zusammen. Gekonnt landete er verdeckt hinter einem Busch und spähte vorsichtig die Lage aus. Sein Spürsinn hat ihn wieder einmal richtig geführt und seine Spürnase hatte ihn auch nicht in Stich gelassen. Denn in Reih und Glied lag da eine gehörige Portion der schönsten Bratwürstl auf einem Grill. In der Nähe des Grills saß erwartungsvoll Lumpi, der Hund der Familie, und hoffte, dass für ihn auch ein Würstl abfällt. Lukas, ein Bursch so um die 20 Jahre, stand am Grill, drehte gerade die Bratwürstl um, die auf einer Seite schon ganz schön knusprig waren und lief dann ins Haus. Zu Lumpi gewandt sagte er: „Dauert no a bisserl und wenn ma oans zu braun werd, dann kriagt’s scho wos. I muass ma schnell a Halbe Bier holn, denn Grill’n macht durschtig.“ Das hörte der Igor Raubinski und wie der Blitz schnellte er aus seinem Versteck heraus. In Sekundenschnelle war er am Grill und räumte diesen ruck-zuck ab. Lumpi sah das natürlich und bellte wie verrückt. Da warf ihm der schlaue Igor schnell zwei Würstl hin und Lumpi vergaß augenblicklich, dass er eigentlich ein Wachhund sein sollte, schnappte sich ein Würstl und konnte natürlich nicht mehr bellen. Das passte unserem Räuber und schon war er auf und davon mit den heißen Bratwürstln und fluchte, weil er sich dabei ganz schön die Finger verbrannt hatte. Nun kam Lukas, mit einem großen Teller und einem Bier, um nach den Würstln zu schauen. Fast hätte ihn der Schlag getroffen, denn kein einziges seiner köstlichen Exemplare lag mehr auf dem Grill. Da sah er, wie der Lumpi grad genussvoll ein Würstl verzehrte und ihn mit seinen treuen Hundeaugen ganz unschuldig anschaute. „Ja, Lumpi, spinnst du, sog grod, du host etz unsere ganzen Brotwürschtln zamm g’fressn. Und dann schaut a no so unschuldig. Wia host etz du des zammbrocht, du Bazi du? Und wos solln mir etz essn? Des derf doch net wohr sei!“ Dann kam auch noch die Mutter dazu und vor Schreck ist ihr die Schüssel mit dem Kartoffelsalat runtergefallen. Das hat gerade noch gefehlt! Sie rätselten, wie denn ihr Hunderl zu den Würstln kommen konnte und merkten, dass der Grill auf einmal ganz schief stand. Igor hatte den in der Eile des Gefechts verrutscht, aber das konnten die beiden ja nicht wissen. Und so ist am Schluss alles an dem armen Lumpi hängen geblieben. Er wurde geschimpft, wie er es noch nie gehört hatte und da er ja unschuldig war, hat er die Welt nicht mehr verstanden, beleidigt seinen Schwanz eingezogen, die beiden keines Blickes mehr gewürdigt und ist zutiefst enttäuscht und todtraurig in seine Hundehütte geschlüpft. Aber da hat er dann mit seinem klugen Hundehirn nachgedacht und Rache geschworen, denn er wusste ja, wer der wahre Würstldieb war. Er nahm sich fest vor, wenn er diesen wilden Mann mal wittert, dann wird er so schnell sein wie noch nie in seinem Leben und den gescheit in seine Wadln beißen, dass der das nie mehr vergisst. „Einst kommt der Tag der Rache“ bellte er dann laut, wie ein Kampfhund,

aus seiner Hundehütte und wir sind gespannt, wie dieses Nachspiel noch ausgeht.

D'Hirschnstubm

Heiß war es im Labertal – brütend heiß. Die Schwarze Laber floss träg dahin. Und genau so träg wie der Fluss waren bei dieser Hitze auch die Menschen und Tiere, die hier lebten. Die Leute bei uns sind eben keine Afrikaner und Temperaturen von 33 Grad im Schatten nicht gewöhnt. Auch der Räuber Igor Raubinski, der sich schon einige Zeit bei uns rumtrieb, schwitzte wie verrückt und suchte einen geeigneten Ort zum Baden. Er schaltete seinen Propeller ein, stieg in die Luft und steuerte das Waldbad bei Hemau an. Aber er traute seinen Augen kaum, kein Mensch weit und breit, nichts rührte sich. Er ging tiefer, doch was musste er sehen. Das Waldbad war nur noch eine klägliche Pfütze und lediglich das traurige Quaken einiger Frösche drang an sein Ohr. „Ja, was haben denn die Hemauer mit ihrem Kuhweiher gemacht, wo haben denn die das Wasser hin gebracht? Die werden es doch nicht wegen der einzigen Kuh am neuen Kuhbrunnen zum Stadtplatz nach Hemau umgeleitet haben“, sinnierte unser Räuber kopfschüttelnd, gab Gas und steuerte auf das Beratzhausener Bad zu. Da „wurlte“ es grad so unter ihm und ein buntes Leben mit Lachen und Wasserspritzen erfüllte die Luft. Ja, da war die Hölle los. Die Beratzhausener, die Laaberer und jetzt auch noch die Hemauer brachten das Schwimmer- und Nichtschwimmerbecken fast zum Überlaufen, so viele hatten sich ins Wasser gestürzt. Auch die Kleinen, denen man bei dieser Hitze sogar die Pampers auszog, hatten ihren Spaß und planschten und bieselten in ihrem kleinen Becken um die Wette. Entzückt blickte er auf die hübschen Mädchen mit ihren frechen Bikinis, die sich in der Sonne aalten und neidisch schaute er auf den braungebrannten Bademeister mit toller Figur und noch toller Badehose. Da fiel ihm ein, dass er ja gar keine Badehose hat, sondern nur eine alte, grintige Unterhose und damit wohl keine Chance hatte, ins Bad zu kommen und wahrscheinlich auch bei den hübschen Badenixen nicht landen kann. Dann muss es eben eine kurze Abkühlung in der Laber tun, meinte Igor. Er drehte nach rechts und machte sich talabwärts davon. Kurz vorm Lindenhof hatte er eine seichte Stelle in der Laber entdeckt. Versteckt hinter einem Busch landete er, zog seine Räuberkluft aus und wollte sich grad im Fluss abfrischen. Doch da sah er sie kommen, die Laaberer Läufer, die sich immer bei der Schafbruckmühle treffen und dann Richtung Beratzhausen rennen. Er hörte, wie eine flotte Frau, der es anscheinend auch zu heiß war, zu ihrem Nebenmann, dem der Schweiß nur so runter lief, sagte: „Mensch, Sebastian, wären wir doch von der Schafbruckmühle aus Richtung Hirschnstubm gelaufen, da hätten wir jetzt Schatten.“ Das ging unserem Räuber Igor runter wie Öl und er war auf einmal hell wach. „Eine Stubm schön schattig, das ist doch genau das, was ich suche“, murmelte er. Eine kühle Höhle, versteckt im Wald, wo er ungestört die heißen Sommertage verbringen konnte, schwebte ihm schon seit Wochen vor. „Hirschnstubm“, das Wort hatte er schon ein paarmal gehört. In der Nähe der Schafbruckmühle hat sie gesagt, da bin ich ja gar nicht weit weg. Nur noch abkühlen, bevor es auf die Suche nach dieser Hirschnstubm geht. Schnell in die Laber gesprungen, brrrr - war das kalt. Am ganzen Körper zitternd, ist er dann tropfnass in seine alten Klamotten geschlüpft, Propeller eingeschaltet und schon knatterte er auf dem einmaligen Gefährt talabwärts. Seinen Räuberhut, der ihm heute als Sonnenschutz diente, drückte er fest in seine faltige Stirn und das rot gemusterte Schnupftabaktuch, das schon ganz schön schmuddelig war, flatterte im Fahrtwind. Jetzt schnell die Höhle finden, dort

ein Lager aufschlagen, schön kühl, dann wäre er der glücklichste Räuber auf der Welt. Hinter einem großen, runden Holzbehälter, bei der Schafbruckmühle, landete er und versteckte seinen Propeller geschickt in einer Lücke zwischen den großen Holzscheiteln. Dann strich er sich seine schwarzen, wirren Haare aus der Stirn, steckte sie unter seinen Hut und ging schnurstracks auf das Wirtshaus – die Schafbruckmühle – zu. Ein paar Gäste schauten verdutzt auf die verwegene Gestalt, die da auf sie zu kam. Doch der würdigte sie keines Blickes, denn er hatte gerade die Wirtin gesehen mit einem Tablett voller Bierkrüge. Gierig war sein Blick, aber als er genau hin sah, merkte er, dass die Krüge leer waren. Pech gehabt! Doch seine Enttäuschung verbergend, fragte er die Wirtin nach, wo es denn da zur Hirschnstubbm geht. Die Wirtin musterte ihn kritisch, zeigte aber keinerlei Furcht vor diesem wilden Gesellen und sagte: „Auf der anderen Straßenseite geht’s rechts in den Wald, dann findest du sie schon.“ Zu ihren erschrockenen Gästen meinte sie beruhigend: „Ach, der macht nix, der sucht bloß die Hirschnstubbm. Da hat er Platz, da hinten. Ich schließ heut Nacht alles zu und wenn er Durst hat, ist ja die Laber da.“ Da lachten die Männer, ließen sich ihr kühles Bier schmecken und rästelten: „Wo der wohl her kommt und was der wohl jetzt bei uns da treibt?“ Derweilen hatte Igor seinen Propeller aus dem Versteck geholt und in seinem Rucksack verstaut. Bald fand er auch rechts einen schattigen Waldweg und voller Wut im Bauch, dass er kein Bier ergattern konnte, machte er immer größere Schritte, denn er wollte ja so bald wie möglich die Hirschnstubbm finden. Der Wald wurde immer dichter, aber weit und breit war keine Höhle in Sicht. Denn unter einer Stubbm im Wald stellte sich unser Räuber eine Höhle vor und da sollte er ja gar nicht so unrecht haben. Aber noch war es nicht so weit. Hat ihm gar die Wirtin den verkehrten Weg gezeigt oder hat er sich etwa verlaufen? Aber er marschierte weiter, obwohl von seinem linken Schuh auf einmal die Sohle weg hing und er einen wilden Räuberfluch ausstieß und das durchlöcherter Leder mit einem Ruck abriss und wütend wegschleuderte. Auf einmal bemerkte er, dass ein Rabe krächzend über ihm flog, von Baum zu Baum, immer am Wegrand entlang, so als wollte er ihm den Weg weisen. „Na, du schwarzer Rabe, was willst du mir denn sagen? Bist ja auch so ein Verwegener unter den Vögeln, wie ich unter den Menschen“, redete Igor mit seinem gefiederten Begleiter. Der Rabe krächzte laut zurück und es klang fast wie eine raue menschliche Stimme. Die Raben sind ja bekanntlich ganz kluge Tiere und können über dreißig verschiedene Töne von sich geben und sogar Menschenstimmen nachmachen. Unserem Räuber gefiel das und er lachte aus tiefer Kehle und sagte: „Ja, ja, ich hab dich schon verstanden. Ich geh dir nach, bestimmt weißt du den Weg. Es ist ja dein Revier.“ Er humpelte weiter und sah auf einmal links des Weges große mit Moos bewachsene Felsen.



Wie von Zauberhand wuchsen aus diesen steinernen Gebilden Bäume und Sträucher. Die Felsen wurden immer mehr, größer und wuchtiger, ein richtiges Felsenlabyrinth. Es erinnerte ihn stark an die Luisenburg. Dort durfte er voriges Jahr im Zigeunerbaron als Statist mitspielen. Und er sagte laut vor sich hin: „Das wäre eine Kulisse, da würde es dem Michael Lerchenberg seine Künstleraugen raus treiben. Diese bemoosten und bewachsenen

Felsen möchte er bestimmt gern eintauschen für die nackigen Felsen auf der Luisenburg.“ Sein Begleiter, der Rabe, flatterte dicht über ihm und ließ sich auf einer großen Buche nieder. Igor ahnte, dass da in der Nähe die Höhle, die die Leute des Labertales Hirschnstubm nennen, sein muss. Der Rabe flog wild Flügel schlagend weg und war auf einmal nicht mehr zu sehen, obwohl man sein Krächzen noch dumpf hören konnte. Igor ging diesen Tönen, die immer leiser wurden, nach und oh Wunder, er war am Ziel seiner Träume. Eine riesengroße Felsformation tauchte auf einer leichten Anhöhe links des Weges vor ihm auf. Er traute seinen Augen kaum als er eine wunderschöne Felsöffnung sah, die einem großen Portal glich. Sagenhaft! Es war der Eingang zur Höhle – zur Hirschnstubm. Der Rabe hatte ihn richtig geführt. Er hatte seine Höhle gefunden – seine Räuberhöhle – seinen Traum. Die tollste Höhle, die er je gesehen hatte. Zwar nicht so groß wie die legendäre Räuberhöhle bei Etterzhausen, aber viel schöner. Sie übertraf seine kühnsten Vorstellungen. Kühl und groß war dieser Raum, genau richtig für ein Lager und eine Feuerstelle. Denn die braucht so ein Räuber schon, damit er sich auch mal wärmen kann, wenn’s kalt wird, und natürlich zum Braten der Jagdbeute, denn sein Hunger ist immer riesengroß. Aber bevor er auf die Jagd geht, muss er sich erst mal ausruhen und Kräfte sammeln, denn so eine Beutesuche kann ganz schön anstrengend sein. Er zog ein riesiges Messer aus der Seite seines breiten Gürtels, schnitt große Fichtenäste ab und scharfte mit diesen Laub zusammen. Dann richtete er sich gekonnt ein Superräuberschlaflager ein, schmiss seinen langen Körper drauf, zog sich den Hut über das Gesicht und bald darauf schnarchte und blies er wie eine alte Dampflokomotive. Der Rabe hatte so was noch nicht gehört, verließ erschrocken die Höhle und wartete neugierig auf der nahen riesigen Buche der Dinge, die da noch kommen werden, wohlnehmend, dass da bald was passieren wird. Derweilen versank Igor in selige Räuberträume. Er sah sich als rassigen und gefürchteten Räuberhüptling und Besitzer dieser Höhle. Über dem Eingang wehte eine riesige Fahne im Wind und auf einem großen Grill brutzelte ein von ihm erlegtes Wildschwein. Daneben stand ein Bierfass, das er auf der Hammermühle erbeutet hatte und die fescbe Zigeunerin aus dem Zigeunerbaron, mit den langen, schwarzen Haaren und dem tiefen Ausschnitt, blickte ihm tief in die Augen und wiegte verführerisch ihre Hüften, während er sein Lieblingslied sang: „Der ideale Lebenszweck – ist Borstenvieh und Schweinespeck, ist Borstenvieh und Schweinespeck.“ Doch sein Traum sollte nicht lange dauern. Die kluge Eule Mathilde hatte nämlich sofort mitbekommen, dass der Rabe Herox, der Hexe Gundula, einen absonderlichen Gesellen zur Hirschnstubm führte und dieser sich da häuslich niederließ. Das kann natürlich nicht geduldet werden, denn das hier ist seit Urzeiten das Reich der Tiere des Waldes und vor allem natürlich der Hirschfamilie, wie der Name ja schon sagt. Mathilde rief laut ihr unverkennbares „Huhu Huhu“ und schon horchten die Tiere auf. Als erstes flitzte Fritzi das Eichhörnchen daher und fragte neugierig wie immer mit piepsiger Stimme: „Was gibt’s?“ Eule Mathilde informierte es über das Eindringen des Fremdlings und befahl mit tiefer Stimme: „Alarmiere schnell alle Tiere des Waldes, dass wir uns bei der Hirschnstubm treffen und diesem Räuber, den ich schon einige Zeit beobachte, eine gehörige Lektion erteilen werden, die er so schnell nicht vergisst. Was der sich wohl erlaubt und unsere Ruhe hier stört.“ Das Eichhörnchen fetzte davon und sagte es dem Kauz und der flog Üs – Üs - rufend durch den Wald und Bussarde, Habichte, Eichelhäher, Spechte, Kuckucks und Kleiber flatterten aufgeregt zur Hirschstubm und ließen sich auf den Bäumen dort

nieder. Wildschweine und Hasen machten sich auf den Weg, Füchse und Dachse krochen aus ihrem Bau und liefen zum durchgesagten Treffpunkt. Allen voran natürlich die Hirsche und Rehe, denn es war ja zu allererst ihr Reich. Zu guter Letzt rannte auch noch ein Heer von Waldmäusen heran, schneller wie die Laaberer Läufer. „Mäuse-Weltrekord heute“, schrie da der Mäusehäuptling und alles lachte. Dann nahmen die Tiere des Waldes drohend Aufstellung. Der Platzhirsch mit seinem mächtigen Geweih führte sie an. Röhrend stieß er seinen Brunftschrei in die Höhle und weckte den Eindringling Igor jäh aus seinen süßen Träumen. Er schreckte in die Höhe und sein Räuberherz rutschte ihm im wahrsten Sinne des Wortes in die löchrige Räuberhose. Instinktiv packte er seinen Rucksack, der ihm als Kopfkissen gedient hatte und rannte zum Ausgang. Der Hirsch senkte seinen Kopf als wolle er ihn aufgabeln. Igor konnte noch ein bisserl ausweichen, aber das Geweih bohrte sich hart in sein rechtes Hinterteil und fluchend und schreiend schlängelte er sich voller Angst durch die wild gewordenen Tiere, wobei der Fuchs nach ihm schnappte, der Eber wild grunzte und ihn gefährlich stupste, der Bussard auf seinem Kopf landete, ihm seinen geliebten Hut herunterzog und dabei ein dickes Büschel seiner schwarzen Haare ausriss. So was hatte unser Räuber noch nicht erlebt und wie von Furien gehetzt lief er zick-zack davon wie ein Wilder, die drohenden und höhnischen Tierlaute in den Ohren. Zerrupft und zerpupft und völlig erschöpft näherte er sich der Schafbruckmühle, doch sein Leiden sollte noch kein Ende nehmen. In der Zwischenzeit hatte sich nämlich zu den Gästen der Schafbruckmühle noch Lukas mit seinem Hund Lumpi gesellt. Er wollte den Abend bei einer Brotzeit und einem Bier gemütlich ausklingen lassen. Doch auf einmal wurde sein sonst so braver Lumpi unruhig und lief wie ein Wilder auf den Waldrand zu, aus dem gerade mit letzter Kraft Igor heraus taumelte. Lumpi hatte ihn gewittert, denn er hatte noch eine Rechnung mit ihm offen. Igor hatte nämlich vor ein paar Tagen die Würstl von Lukas Grill gestohlen und Lumpi wurde deswegen zu Unrecht verdächtigt und schlimm beschimpft. Da hatte er sich geschworen, wenn ich den erwische, dann beiße ich ihn so in seine Wadln, dass der das nie mehr vergisst. Heut war es so weit, der Tag der Rache war gekommen. Lumpi stürzte sich auf den völlig fertigen Igor und biss ihn so in seine Wadl, dass der nur noch aufheulte. „Au, au, au, was ist denn heut los, ich hab doch noch gar nichts verbochen, ich hab doch noch gar nicht geräubert, lasst mich doch am Leben. Sofort verlasse ich dieses Tal und schau, dass ich in die Räuberhöhle nach Etterzhausen komme. Das Labertal ist nichts für Räuber!“ Blitzschnell ließ er seinen Propeller an, stieg in die Lüfte und ward seitdem hier nicht mehr gesehen.

Der Räuber Igor Raubinski ist natürlich eine Märchengestalt. Aber die Hirschnstubb im Tal der Schwarzen Laber, bei der Schafbruckmühle, gibt es wirklich. Ihr solltet sie unbedingt einmal besuchen. Von der Schafbruckmühle aus geht man nur ein kurzes Stück auf dem Weg Richtung Schernried und biegt dann rechts in einen Waldweg ab. Dann kommt man in einen herrlichen Mischwald mit riesigen Bäumen. Rechts des Weges lässt ein ausgetrocknetes Flussbett erahnen, welche Wassermassen in früheren Zeiten hier ins Tal geflossen sind. Auf der linken Seite führen bemooste Felsformationen, die immer größer werden, direkt zur Hirschnstubb. Man glaubt in einem Zauberwald zu sein, wenn dieses Naturdenkmal vor einem auftaucht und ist überwältigt und kann nur noch schauen und staunen. Mehr will ich nicht verraten. Macht euch auf den Weg!

Zwerge, Elfen, hilfreiche Geister

Das Königreich der Feen von Elisa Stelzer

Es waren einmal zwölf Feen, die in einem großen Königreich auf den Bergen über dem Flusstal der Laber zusammen lebten und es bewachten. Jede von ihnen besaß einen Zauberbesen und verfügte über einen mächtigen Zauberspruch. Eines Tages bekam eine der Feen Besuch vom Teufel. Der Höllenfürst fragte die Fee, ob sie nicht mit ihm Freundschaft schließen wollte. Da antwortete die Fee: „Ja, aber ich muss erst noch die anderen Feen um ihre Meinung fragen.“ Darauf sagte der Teufel: „Gut, mach das. Ich hoffe, deine Kameradinnen haben nichts dagegen und fürchten sich nicht vor mir.“ Die Fee rief nun alle Bewohnerinnen des Feenreichs herbei.

Als ihre Gefährtinnen angeflogen kamen, erschrakten sie zunächst, als sie den Teufel bemerkten. Sie fragten, was er denn wolle. Die Fee antwortete: „Er ist angeblich in guter Absicht hier und will mit uns Freundschaft schließen.“ Die anderen aber waren skeptisch, ob der Teufel es auch ernst meinte. Sie befürchteten, dass er ihnen etwas Böses antun wollte. Deshalb beschlossen sie, ihn einer Prüfung zu unterziehen. Der Teufel sollte den Apfel vom Baum des Lebens holen, der nur im Tal der Schwarzen Laber wuchs, und diesen zu ihnen bringen. Sie schickten ihn gleich los und sagten zu ihm: „In drei Tagen musst du mit dem Apfel vom Baum des Lebens wieder hier sein. Wenn du diese Aufgabe erfüllst, beweist du uns deine Freundschaft.“ Was der Teufel aber nicht wusste, war, dass er, falls er scheiterte, verhext werden würde und für immer ein Frosch bleiben musste.

Der Teufel machte sich auf den Weg. Er hoffte, mit dem Apfel vom Baum des Lebens einen mächtigen Zauber zu erhalten, mit dem er die Feen dann beherrschen konnte. Lange wanderte er den Flusslauf der Schwarzen Laber entlang. Dabei war er aber von der Schönheit des Tales so gebannt, dass er am Baum des Lebens vorbeiging, ohne ihn zu bemerken. Als er nach drei Tagen nicht ins Feenreich zurückgekehrt war, wurde er mit dem Zauberspruch „Hex, Hex!“ für immer in einen Frosch verwandelt. Die Feen beschlossen daraufhin, mit keinem Fremden mehr Freundschaft zu schließen und lebten so glücklich und zufrieden allein in ihrem Königreich. Und wenn sie nicht gestorben sind, dann wachen sie noch heute über das Tal der Schwarzen Laber.



Alle guten Geister oder Beratzi der Zwerg von Christa Sienel

Es war einmal – so fangen alle Märchen an. Es war einmal ein Zwergenvolk, das lebte in den Laberauen in Beratzhausen. Viele, viele Jahre hausten sie dort glücklich am Flussufer der Schwarzen Laber. Tagsüber schliefen sie in kleinen Höhlen der nahen Jurafelsen, die wie geschaffen waren für die Zwerge. Wenn es Nacht wurde, sind sie erwacht und liefen mit ihren kleinen Füßen schnell wie der Wirbelwind durch ihr Revier und schauten, was zu tun war. Einmal richteten sie zum Beispiel einen Holzstoß wieder auf, der beim alten Vogl-Vater in der Wassergasse eingefallen war. Das taten sie besonders gern und konnten es prima. Gelenkig waren diese kleinen Burschen und flink. Sie bildeten eine Reihe und die Holzscheitl flogen von Hand zu Hand. Vier Zwerge machten eine Leiter und wie Artisten schwangen sie ihre geschmeidigen Körper übereinander und der Holzstoß stand da wie eine Eins. Ihr könnt euch vorstellen, wie die Wassergassler gestaunt haben, als sie das am Morgen sahen und der Vogl-Vater hat sich gefreut und immer wieder seinen schönen Holzstoß angeschaut.

Die Zwerge halfen wo immer es nötig war. Jäteten Unkraut, beseitigten den Abfall, sammelten die Äpfel und Birnen auf, die von den Bäumen gefallen waren und manch andere Arbeit erledigten sie zur Freude der Beratzhausener. Jeder liebte sie, die kleinen fleißigen Wichtel. Nur der böse, hinterhältige Wassergeist Xerxes beäugte das Zwergenvolk mit Neid und Eifersucht. Nachdem er lange das Zauberbuch der Hexe Esmeralda studiert hatte, belegte er diese braven Gesellen mit einem bösen Fluch und vertrieb sie aus dem Flussufer an der Laber. Die Beratzhausener waren traurig, vermissten ihre guten Geister und konnten sich nicht erklären, wohin sie gekommen sind.

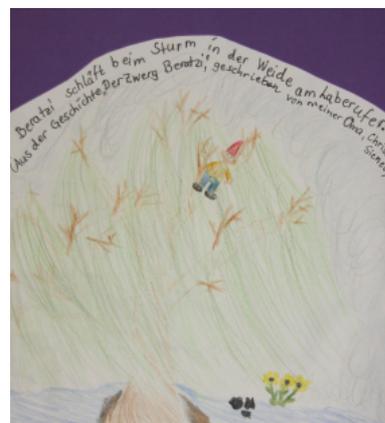
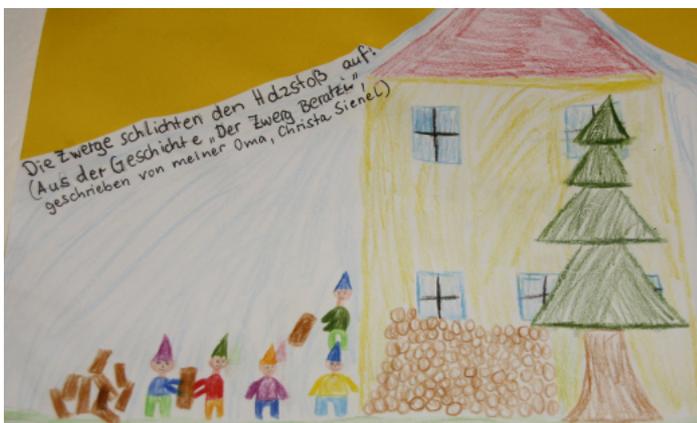
Doch den jüngsten der Zwerge, den kleinen Beratzi hatte der böse Xerxes übersehen. Beratzi war nämlich ein leidenschaftlicher Kletterer und hatte genau zum Zeitpunkt des Fluches ein Nickerchen im Gipfel einer großen Weide am Flussufer gemacht. Aber der Zauberspruch hatte ihn doch ein bisschen gestreift und er verfiel augenblicklich in einen tiefen Schlaf und blieb dort unentdeckt viele, viele Jahre.

Da jedoch auch die bösesten Verwünschungen im Laufe der Zeit ihre Wirkung verlieren, erwachte er eines Tages bei einem mächtigen Wirbelsturm, der durch die Weide brauste, aus seinem langen Schlaf und fiel sanft ins weiche Gras am Flussufer. Er rieb sich die kleinen Augen, stolperte schlaftrunken und wäre fast in die Laber gefallen. Er schaute sich um und kannte sich nicht mehr aus. Was stand denn da alles in der Wiese, was waren das für komische große Steine? Runde, hohe, breite, schmale, so etwas hatte er noch nie gesehen. Viele Leute waren da, die diese Steine bestaunten. Manche lasen laut, was auf den Tafeln daneben stand. Ängstlich versteckte sich Beratzi hinter einem Busch. Auf einmal hörte er Musik. „Kommt die wohl vom Biedler – dem Tanzlokal bei der Brücke“ fragte er sich. Dieses berühmte Tanzcafe kannte er nämlich noch aus der Zeit bevor er seinen langen Schlaf antreten musste. Schnell huschte er unter der Brücke durch. Doch da stand ein ganz anderes, großes für ihn völlig fremdes Haus und er war total verwirrt. Aber dann hörte er wieder die Musik, ging diesen vertrauten Klängen nach und sah sie tanzen: Junge und Alte, Große und Kleine, die sich da in Dirndl und Lederhosen drehten. „Das sind ja die Trachtler, die feiern da ein Fest“ freute sich der kleine Zwerg und auch er tanzte fröhlich zum Klang der Musik.

Wie er da so munter dann auch noch die Melodie mitsang, merkte er, dass er nicht mehr allein war. Neben ihm wiegte sich anmutig ein hübsches Zwergenfräulein zum Tanz und kam ihm immer näher. Erst erschrak er, aber dann freute er sich. „Wo kommst denn Du her“ fragte er. „Aus Rumänien und mit meinen Freunden, den Künstlern, bin ich nach Beratzhausen gekommen. Sie haben diese Steine hier behauen und aufgestellt. Die brauchen mich. Denn wenn sie abends müde sind vom Bildhauen, dann arbeite ich für sie. Kehre zusammen, räume das Werkzeug auf und mache ihre Arbeitsplätze sauber. Ich heiße Romana.“ Ein fesches und fleißiges Zwergerl war sie und Beratz hat sie gut gefallen. Er verstand sie auch sofort, denn die Zwergensprache ist auf der ganzen Welt gleich. Und es kam, wie es kommen musste. Die zwei haben sich unsterblich verliebt und wurden ein Paar. Die deutsch-rumänische Freundschaft wurde also auch unter dem Zwergenvolk besiegelt.

Die Beratzhausener freuten sich natürlich und da hier gerne gefeiert wird, beschlossen sie zur Hochzeit der beiden ein großes Fest auszurichten. Auf der Laberwiese wurden Bänke und Tische aufgestellt und die Blaskapelle stand schon bereit. Doch auf einmal hörte man ein rhythmisches Trommeln und Pfeifen, grad wie die Musik vom Beratzhausener Fanfarenzug nur viel zarter – feiner. Auf einmal kamen sie hervor die Zwerge. Voran der Zwergenspielmannszug mit kleinen Musikinstrumenten – Zwergeninstrumenten eben – und dahinter das ganze Zwergenvolk, das der böse Wassergott Xerxes einst vertrieben hatte. Ein Staunen und Raunen ging durch die Menge. „Schaut’s nur grad, unsere Zwerge – unsere guten Geister kommen zurück!“ Der Wassergott hatte seine Macht verloren und der böse Zauber war zu Ende. Winkend und lachend sind sie überglücklich, unter dem Applaus ihrer Beratzhausener Freunde, jubelnd einmarschiert in ihre alte Heimat, die Laberwiesen an ihrem geliebten Fluss und es wurde fröhlich gefeiert bis in die Morgenstunden.

Bald wuchs sie, die junge Familie von Beratz und Romana und süße, kleine Zwergerl wurden geboren. Die guten Geister bevölkern nun bei Nacht wieder die Laberufer, wie in alten Zeiten. Sie huschen durch den Skulpturenpark und bewachen ihn, tun Gutes und alle sind glücklich und zufrieden. Wohl dem, der gute Geister hat! Und wenn ihr scharfe Augen und feine Ohren habt und viel Fantasie, dann könnt ihr das Zwergenvolk vielleicht in einer lauen Vollmondnacht erleben. Probiert es aus! Sollte es nicht klappen, dann träumt süß von ihnen, den guten Geistern am Fluss oder den guten Geistern im wahren Leben.



Der Zauberlehrling aus dem Tal der Schwarzen Laber
von Anna Eichenseher, Alina Walter, Arta Seidj und Maria Meier

Es war einmal ein Zauberlehrling, der seine Zaubertricks an der Schwarzen Laber ausübte. Eines Morgens, als gerade die Sonne aufging, nahm er sich vor, heute in die Zukunft zu reisen. Er wollte erkunden, welches Schicksal die Schwarze Laber erwartete. So zauberte er sich ein Portal mit dem Zauberspruch: „Ene mene Gorgeltal, lass das Portal erschimmern, vom Jahr 2000 bis in das Jahr 2014.“ Sofort erschien das Tor vor ihm und er sprang hinein. Schwups landete er auch schon im Jahr 2014. Aber anstatt auf einem Seerosenblatt stand er auf einem großen Erdhaufen. Um sich herum sah er viele Baumaschinen. Zum Glück war gerade ein Wochenende und, wie ihr sicherlich alle wisst, ist der Sonntag ein Ruhetag. Wegen der großen Baumaschinen hatte er einen riesigen Schrecken bekommen. Er vermutete das Schlimmste, denn er konnte erkennen, dass man offensichtlich die Absicht hatte, die Laber zuzuschütten. Der Zauberlehrling war entsetzt. Er wußte, dass er versuchen musste, das wunderschöne Tal der Schwarzen Laber für die Zukunft zu retten! Übrigens leben Zauberer und Zauberlehrlinge ungefähr 1000 Jahre. Dieser Zauberlehrling, von dem wir hier reden, war gerade mal 100 Jahre alt. Aber zurück zur Baustelle! Jetzt musste schnell gehandelt werden.

Er zauberte nun ein Portal, das ihn in das Jahr 2000 zurückbrachte. Dort angekommen, gab er die Nachricht von der drohenden Gefahr an alle magischen Wesen im Flusstal weiter. Und diese informierten dann Alina, Arta, Maria und Anna, die Waschweiber von der Schwarzen Laber. Diese wiederum erzählten es ihren Kunden, sodass bald darauf alle Dorfbewohner und auch der Bürgermeister von der schlechten Zukunft, die sie erwartete, wussten. Der Bürgermeister nahm sofort Kontakt zu seinem Nachfolger aus dem Jahr 2014 auf und erklärte ihm, in welche Gefahr er die Laber und seine Bewohner bringen würde, wenn er den Fluss zuschüttete. Sein Nachfolger sah den Fehler ein und stoppte die Baumaschinen.

So konnte die Schwarze Laber vor dem Untergang bewahrt werden und wenn der Zauberlehrling nicht gestorben ist, dann lebt er noch heute und wacht über das Tal!

Die drei Federn
von Michael Plank

Es war einmal vor langer Zeit ein König, der im Tal der Schwarzen Laber regierte. Er hatte drei Söhne. Der älteste war schlau und stark, der zweite war mutig und hatte vor nichts Angst. Aber der dritte Sohn war faul und redete nicht viel. Eines Tages rief der König alle drei zusammen und sprach: „Kinder ich bin alt und werde nicht mehr lange leben, ich brauche einen Nachfolger. Wer von euch will meinen Thron übernehmen?“ „Ich, ich, ich, ich“, brüllten die Kinder, aber der König sagte: „Ich weiß, wie wir es entscheiden werden.“

Gleich am nächsten Tag führte er die Kinder vor sein Schloss und sagte: „Ich blase drei Federn in die Luft und in die Richtung, in die sie fliegen, müsst ihr gehen.“ Der König blies die drei Federn in die Luft, die eine flog Richtung Laaber, die andere Richtung Beratshausen und die dritte fiel gleich auf den Boden. Der König erklärte weiter: „Wer mir von euch den schönsten und weichsten Teppich bringt, der hat die erste Aufgabe von

dreien geschafft und bekommt einen Punkt. Der Sohn mit den meisten Punkten wird mein Königreich erben." Der Älteste wählte nun den Weg nach Beratzhausen, der Zweite wanderte Richtung Laaber und der Kleinste, der auch Dummling genannt wurde, musste bei der Feder bleiben, die am Boden lag.

Als die andern weg waren, entdeckte er jedoch eine Falltür. Er öffnete sie neugierig und stieg den Gang hinunter. Plötzlich hörte er jemanden rufen: „JOS MAS DOR DOS FIDIBUS DUS, sag mir, wer draußen steht.“ Eine Türe öffnete sich und der Junge stand vor einer Kröte, die mit einem Zauberstab in der Luft herumwirbelte. Das Tier konnte sprechen. Es fragte ihn: „Was machst du hier?“ Der Dummling antwortete: „Ich habe die Falltür gefunden und jetzt bin ich hier. Übrigens, ich habe da noch eine Frage: Könnten Sie mir vielleicht einen schönen und weichen Teppich herzaubern?“ „Aber, na klar. Nichts leichter als das!“ Sie holte eine große Kiste und sprach wiederum: „JOS MASDOR DOS FIDIBUS DUS.“ Plötzlich lag da ein flauschiger Teppich in den herrlichsten Farben. Der Dummling war hochofrenut. Das war genau das Stück, das er brauchte.

Als er wieder beim König angekommen war, trafen auch seine Brüder ein. Jeder hatte einen Teppich dabei. Der Herrscher probierte sie alle aus und teilte anschließend seine Entscheidung mit: „Der Teppich vom Dummling ist der beste.“ Die beiden anderen waren sehr enttäuscht, aber der Älteste fragte dann: „Was sollen wir dir jetzt bringen?“ „Ein paar Schuhe aus Gold“, antwortete der König. Wieder gingen alle in dieselbe Richtung und der Jüngste besuchte erneut die Kröte. Da fragte ihn das Tier: „Und was willst du jetzt?“ „Ich brauche ein Paar goldene Schuhe.“ Da murmelte die Kröte erneut ihren Spruch und kaum hatte sie das letzte Wort gesagt, standen die Schuhe aus purem Gold schon vor ihnen. Der Dummling stieg wieder nach oben und lief mit seinem kostbaren Geschenk zum König. Dieser sagte: „Du bist aber schnell.“

Als alle wieder versammelt waren, probierte er alle drei gelieferten Schuhpaare aus, aber der Jüngste hatte wiederum das Beste gebracht. Dann sagte der König: „Jetzt sollt ihr mir das schönste Schwert bringen.“ Die drei machten sich auf den Weg und der Dummling ging zur Kröte. Sie fragte ihn diesmal, wofür er all die Sachen brauchte, die sie für ihn zauberte. Er erklärte ihr, dass er gern das Erbe des Königs antreten wolle. „Meine Brüder und ich müssen drei Aufgaben lösen. Wenn ich dem König nicht die besten Sachen bringe, dann werde ich nicht Nachfolger.“ Die Kröte machte nun mit dem Jungen einen Deal: Wenn er gewinnen würde, dann dürfte sie im Schloss wohnen und es sich gut gehen lassen. Das grüne Tier sprang zu seiner Kiste und sprach erneut die magischen Worte.

Der Dummling brachte das von ihr herbei gezauberte Schwert so schnell es ging zu seinem Vater. Alle Söhne waren nun gespannt, wer der Thronfolger werden würde. Der König verkündete: „Es ist der Dummling.“ Der Jüngste freute sich darüber so sehr, dass er mit allen Untertanen ein großes Fest feierte. Dann bezog er die Königsgemächer des Schlosses und holte die Kröte heimlich zu sich. Bald darauf starb der König und der Junge trat seine Nachfolge an. Er und die Kröte hausten friedlich zusammen bis an das Ende ihrer Tage. Und wenn sie nicht gestorben sind, dann leben sie noch heute.



Die kleine Elfe Sonnenschein an der Schwarzen Laber von Annkathrin Kailer

Einst lebte bei Beratzhausen, am Ufer der Laber, die kleine, umweltbewusste Elfe Sonnenschein. Sie hatte gelbe Flügel und glänzend goldiges Haar. Und als sie, wie üblich, ihre Kontrollflüge machte, sah sie einen fremden Mann, der mit zerschlissenen Hosen des Weges kam. Er trug einen großen Behälter in der Hand. Die Elfe wunderte sich darüber sehr; deswegen holte sie ihren Elfenfreund Kaspian herbei und fragte ihn: „Weißt du, was der Mann in der Hand hält?“ Dieser antwortete: "Ja, es steht auf dem Kanister." "Kannst du es mir vorlesen?", bat ihn Sonnenschein. Und so las Kaspian vor: "Motorenöl". Er zuckte zusammen und rief mit zittriger Stimme: „Der Mann will den Fluss vergiften!" Plötzlich beugte sich der Mann über den Fluss und war kurz davor, das Öl in die Laber zu schütten. Die beiden Elfen fassten all ihren Mut zusammen und schrien im Chor: „Aufhören, das ist Umweltverschmutzung!" Doch trotzdem geschah es. Er kippte die schwarze Flüssigkeit in die Laber. Somit wurde der Lebensraum der Elfen zerstört und sie verschwanden für immer aus Beratzhausen. Seitdem wird der Fluss Schwarze Laber genannt.



Die Wächterin des Zehentstadels in Beratzhausen von Annkathrin Keiler

Es war einmal eine kleine Elfe, die Mohnblumenrot hieß. Diese Elfe hatte, wie alle Elfen, eine besondere Aufgabe. Sie musste das eingelagerte Getreide im Beratzhausener Zehentstadel bewachen. Jeden Tag machte sie pflichtbewusst ihre Kontrollflüge und sah nach, ob auch alles in Ordnung war. Eines Morgens entdeckte sie plötzlich einen Mann, der sich am Weizen zu schaffen machte. Er hatte eine schwarze Maske auf dem Kopf und war in einen dunklen Überwurf gehüllt. Mohnblumenrot hatte wie immer eine Notpfeife bei sich, die sie benutzen sollte, wenn sie eine Gefahr entdeckte. Dieses Signal alarmierte die Bürger von Beratzhausen und ließ die Elfe einen kurzen Augenblick sichtbar werden. Nun holte Mohnblumenrot tief Luft und pustete mit aller Kraft in ihre Pfeife. Die Bewohner reagierten sofort und eilten herbei. Aber als der Dieb das bemerkte, rannte er davon. Die Leute folgten ihm, doch er war spurlos verschwunden. Man weiß bis heute nicht, wer dieser Mann war und was er im Lager wollte. Doch alle waren froh, dass die Wächterin, die Elfe Mohnblumenrot, Schlimmeres verhindert hatte. Und wenn sie nicht gestorben ist, dann macht sie noch immer in der heutigen Bücherei im Zehentstadel ihre Kontrollflüge. Also liebe Kinder, seid bloß vorsichtig und macht keine unerlaubten Sachen!



Der mutige Wanderer von Marie Paß

Vor langer, langer Zeit lebte ein armer Wanderer in einem dichten und dunklen Wald. Er hatte eine kleine Holzhütte, die ihn vor dem Regen schützte. Diese lag an der Schwarzen Laber, in der er seine Fische fing. Er hatte schon viele alte Sagen gehört, in denen geheimnisvolle Dinge über seinen Wald berichtet wurden. Angeblich sollte er einen Zauber an sich haben, doch noch kein Mensch hatte ihm Genaueres darüber erzählen können.

Eines Tages, als der Wanderer wie so oft an der Schwarzen Laber beim Fischen war, bemerkte er, dass die Bäume ringsum seltsam erhellt waren. Sie erstrahlten in einem sonderbaren Glanz, den er nie zuvor gesehen hatte. Plötzlich erhoben sich drei Falken aus der höchsten Baumkrone und schwangen sich in die Lüfte. Die Vögel leuchteten so stark, dass die ganze Umgebung wie in überirdisches Licht getaucht schien. „Das ist also das Magische an diesem Wald!“, rief der Wanderer. Er fürchtete sich, aber er lief nicht weg, sondern zwang sich, das Geschehen weiter zu beobachten. Da begann der Falke, der im hellsten Gold erstrahlte, zu ihm zu sprechen: „Du bist der Erste, der uns entdeckt hat und nicht vor Angst das Weite suchte. Deshalb schenken wir dir diese magische Feder!“ Die beiden anderen, in Silber glänzenden Falken erklärten ihm: „Du findest an ihr ein Stück Papier. Darauf steht ein Zauberspruch. Wenn du ihn aussprichst, werden deine Wünsche wahr.“ So schnell wie die Vögel aufgetaucht waren, waren sie auch wieder verschwunden. Voller Verwunderung betrachtete der Wanderer die Feder, die zu seinen Füßen lag. Sie leuchtete in Gold und Silber. Die Kraft, die sie verströmte, war förmlich zu spüren. Auf dem Zettel stand folgende Zauberformel: „Goldene Feder des silbernen Mondes erfülle meinen Wunsch.“ Er sprach diese Worte aus und dachte gleichzeitig an den größten Wunsch, den er hatte. Tatsächlich stand er im nächsten Augenblick als stolzer Ritter mit reicher Ausstattung und einem edlen Pferd an seiner Seite am Flußufer. Aber der vormals arme Wanderer, der so überraschend zu Wohlstand gekommen war, dachte nicht nur an sich. Sofort kam ihm in den Sinn, dass er mit dieser Feder nun auch die Wünsche von vielen anderen Leuten, die kaum etwas besaßen, erfüllen konnte. Von diesem Tag an führten die Menschen rund um den Zauberwald ein frohes, glückliches Leben und alle waren dem mutigen Wanderer dankbar.



Das Märchen vom bösen Wolf von Lena Matschiner

Es waren einmal vor langer Zeit ein Mädchen namens Anna und ein Junge namens Jonas. Eines Tages liefen sie wie gewohnt zusammen in den Wald, der hinter ihrem Haus lag. Durch ihn führte die Schwarze Laber und sie liebten es, dort am Ufer des Flusses zu spielen und Blumen zu pflücken. Doch heute geschah etwas Schreckliches, denn plötzlich sprang ein Wolf aus dem Gebüsch. Er fletschte drohend die Zähne, kam auf Anna zu und wollte sie fressen. Anna schrie „Aaahhh!“ und hatte furchtbare Angst. Jonas eilte seiner Schwester zu Hilfe und stellte sich schützend vor sie. Auf einmal griff der Wolf an und verschlang Jonas mit einem Happen.

Anna floh und rannte so schnell wie möglich nach Hause. Dort war sie ganz allein. Sie wusste nicht, was sie jetzt tun sollte, hockte sich traurig in ihr Bett und weinte. In diesem Augenblick klingelte das Telefon. Anna sauste zum Apparat und hob den Hörer ab. Jonas war dran. Er sprach schluchzend in sein Handy: „Anna, ich bin in dem Bauch des Wolfes. Hilf mir bitte, bitte, bitte!“ Anna machte sich natürlich sofort auf den Weg zurück in den Wald!

Unterwegs traf sie eine Fee. Die Fee fragte: „Warum weinst du?“ „Weil der böse Wolf meinen Bruder Jonas verschluckt hat. Ich suche schon seit Stunden das gesamte Tal der Schwarzen Laber nach ihm ab“, schluchzte Anna. Die Fee war sofort bereit, ihr zu helfen. Sie zeigte dem Mädchen, wo sich das Untier versteckt hatte. Zum Glück schlief es gerade. Da flüsterte die Fee leise einen Zauberspruch. Auf einmal stand Annas Bruder wieder vor ihr. „Jonas, da bist du ja wieder“, freute sich Anna und die beiden umarmten sich glücklich. Dann packten sie den schlafenden Wolf, zählten laut bis fünf und schmissen ihn in die Schwarze Laber. Und wenn sie nicht gestorben sind, dann leben sie noch heute!



Von Liebe und Leid

Die Rosenflöte
von Barbara von der Goltz

Es war an einem jener würzigen Tage des Frühlings, als Clara mit ihrer Großmutter den schmalen Pfad zur Burgruine empor stapfte. Die Steine und Wurzeln, die Bäume und der Duft, die sie nach oben begleiteten, – dies alles war ihnen vertraut, denn es war ihre Heimat. „Erzählst du mir heute wieder eine Geschichte?“, fragte Clara.

„Ja, wenn du möchtest. An einem so besonderen Tag wirst du auch eine besondere Geschichte hören und sie hat mit diesem kleinen Ort zu tun. Sieh mal da unten, – das Schloss, die Brauerei, die alte Mühle und Schmiede, die Häuser ringsherum. Und über allem ruht seit Jahrhunderten diese Burgruine mit ihrem erhabenen Bergfried.“

„Was ist ein Bergfried?“, wollte Clara wissen.

„Das ist ein Turm, in dem scharfäugige Männer sitzen, die jede Gefahr von außen abwehren und somit dafür sorgen, dass nichts gestohlen wird und niemandem ein Leid geschieht“, sagte die Großmutter.

„Genau wie unser Hund, nur als Turm!“, meinte Clara. Großmutter lächelte.

„Weißt du, früher war Vieles ganz anders, und, - es sah auch ganz anders aus“.

„Wie sah es denn aus?“, fragte Clara.

„Das will ich dir erzählen und eine wundersame Geschichte noch dazu. Doch du musst zuhören und nicht dauernd dazwischenplappern, sonst verliere ich den Faden.“

„Gut, Omi, ich werde schweigen wie ein? - ein Burgruinenstein.“

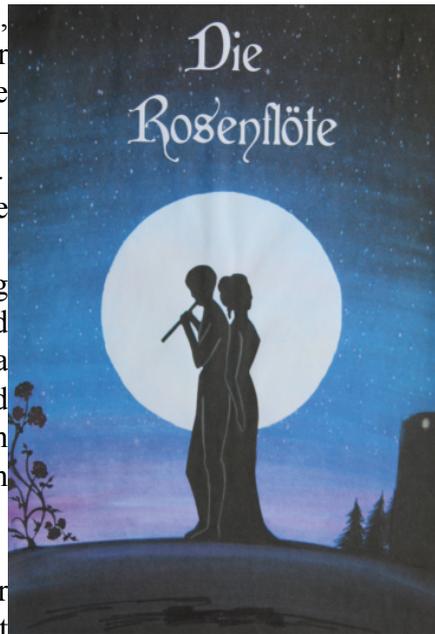
„Wenn du dich da mal nur nicht täuschst. Steine können viel erzählen!“

„Schön und gut, Omi, aber jetzt erzähl schon endlich.“

Und die Großmutter begann zu erzählen:

„Vor uralter Zeit gab es hier nur Tiere, Pflanzen und Bäume. Der kleine Fluss schlängelte sich gemächlich durch das Tal und diente all jenen, ihren Durst zu stillen. Frühmorgens erschallten die Lieder der Vögel aus den Eichen, Eiben und anderem Gehölz. Und so wie jeder Mensch Geborgenheit und Schutz zum Leben und Schlafen braucht, so brauchen es auch die Tiere. Ein jeder hatte sein Plätzchen gefunden. Die einen bauten sich Höhlen unter der Erde, die anderen bauten sich Nester in den Bäumen oder im Dickicht und die Bären wohnten in den Felshöhlen oberhalb dieses Tales.“

Eines Tages jedoch kamen die Herren von Rammelstein. Ihr Gutshof war ihnen bei all dem Familienzuwachs zu eng geworden und nachdem sie sogar Ministerialen der Burggrafen von Regensburg geworden waren, glaubten sie nun, unbedingt eine Burg bauen zu müssen. Sie sahen also dieses schöne Tal, entdeckten alsbald die Bärenhöhle, deren Eingang dem Loch eines Fuchsbaus glich, betrachteten den Fluss, der sich durch das Tal wand, und ihr Entschluss stand fest: HIER bauen wir unsere Burg!



Die Bären wurden vertrieben, das Eingangsloch vergrößert und dann wurde die Burg in und an die Höhle gebaut. Sie sollte das zukünftige Hammerwerk im Tal beschützen.“

„Was ist ein Hammerwerk?“, fragte Clara.

„Das ist eine Schmiede, deren Hammer durch ein Wassermühlrad angetrieben wird.“

„Und das wollten sie beschützen?“

„So steht es in den Büchern geschrieben!“

„Das find` ich komisch.“

„Ich irgendwie auch, aber nun unterbrich mich nicht, sonst gibt es heute keine wundersame Geschichte.“

„Ich werde schweigen wie – . . .!“

„Ja, ich weiß, wie Burgruinensteine.“

„Omi, noch eine kleine Frage, wie haben die diese Burg gebaut?“

„Also, da wurden Eichen gefällt und daraus Bretter und Balken gehauen. Steine wurden aus den Felsen geschlagen und so wurde aus der ehemaligen Bärenhöhle eine ritterliche Höhlenburg. Nun ist es aber so, dass jede Burg einen Namen braucht und da die Herren von Rammelstein, frisch im Tal angekommen, zunächst nur das Loch in den Felswänden sahen, taufte sie ihre neue Burg einfach auf den Namen `Loch´.“

„Sehr phantasievoll, da hätte ich einen schöneren Namen gewusst“, meinte Clara.

„Bestimmt, aber jetzt hör weiter zu.“

Der Fluss, zu einem Labsal für Mensch und Tier geworden, hieß bald „Labera“, seiner dunklen Farbe nach auch oft „Schwarze Labera“ genannt. Allen ging es gut und das sprach sich natürlich herum. Bauern und Handwerker kamen und bauten auf der anderen Seite des Flusses aus Kalkstein und Eichenholz die ersten Höfe. Das Dorf Eichhofen war geboren.

Eines Tages aber stürzte der einzige Sohn der Burgbesitzer vom Pferd und verstarb kurze Zeit später. Es gab keine Nachkommen und das Geschlecht derer „von Rammelstein“, der letzten Burgbesitzer, erlosch.

Nun war die Burg herrenlos geworden und obwohl darum gestritten wurde, wer denn der neue Besitzer sein dürfte, half dies dem Schicksal der armen Burg nicht im Geringsten. Irgendwann wurde sie ganz verlassen, – angeblich war sie zu unbequem geworden.

Einsam – Wind und Wetter schutzlos ausgeliefert, verfiel die einst stolze Burg langsam, aber unaufhörlich. Bald nisteten Schwalben und Fledermäuse in dem alten Mauerwerk, – nur die Bären kamen nicht wieder.

Wo aber das Eine zu Ende geht, entsteht oftmals Neues. So war das auch in Eichhofen.

An einem blauen Sommermorgen reiste ein wohlhabender Kaufmann namens Ambrosius Raiger, der mitunter das Handwerk des Bierbrauens erlernt hatte, mit Pferd und Kutsche durch das Tal der Schwarzen Laber. Sein Weg führte auch durch das, aus ein paar Höfen und Hütten, Bräuhaus und Eisenhammer bestehende Eichhofen. Da sah er die Burg Loch, verwunschen wie aus alten Zeiten und hieß den Kutscher, sofort anzuhalten. Er sprang aus dem Wagen, der süße Duft der blühenden Akazien stieg ihm sogleich in die Nase, und er rief begeistert:

„Ich habe ihn, – endlich habe ich ihn gefunden! Dieser Ort ist wunderbar, genau das, wonach ich solange gesucht habe. Hier werde ich ein Schloss bauen, – hier werde ich mit meiner Familie leben.“

Und so geschah es.

Für das kleine, beschauliche Eichhofen war die Zeit der Ruhe damit erst einmal vorbei. Von Nah und Fern kamen sie angereist, Baumeister, Zimmermann, Steinmetz, Maurer, Tischler, Gärtner und Köche. Es wurde geklopft und gehämmert, gesägt und geschleppt, und endlich, – im Jahre 1579 stand es da, in aller Pracht und Herrlichkeit, das Schloss Eichhofen.

Ein Jahr nach dem festlichen Einzug des Schlossherren Ambrosius gebar dessen Frau in einer hellen Vollmondnacht ein Mädchen. In jener Nacht aber wurde auch dem Schlossgärtner ein Sohn geboren. Nun war die Freude natürlich übergroß und man beschloss, beide am gleichen Tag in der noch existierenden Burgkapelle St. Leonhard zu taufen. Die kleine Annabella lag auf einem samtenen Kissen und trug ein besticktes Seidenkleid, Leonhard hingegen hatte ein helles Leinenhemdchen an und wurde durch ein schlichtes Wolltuch gewärmt.

Die Kinder wuchsen heran und spielten gemeinsam jeden Tag im Schlosspark. Sie lachten, liefen um die Wette, entdeckten zusammen immer Neues und konnten sich ein Leben ohne den anderen gar nicht recht vorstellen.

Langsam aber wurde aus dem Kind Annabella eine junge, wunderhübsche Frau mit hellblonden Locken und Leonhard reifte zu einem ernsten Jüngling heran. Die harmlosen Spiele wurden immer seltener, denn nun wurde Annabella von Gouvernanten und Lehrern bewacht und zu einer selbstbewussten, jungen Dame erzogen. Leonhard, der eine prächtige Singstimme hatte und das Talent besaß, auf allerlei Instrumenten hübsch zu spielen, musste bei seinem Vater in die Lehre gehen, obwohl er lieber Musikant geworden wäre. Manchmal, wenn Annabella gerade nicht unter Beobachtung stand, lief sie heimlich zur Schlossgärtnerei. Leonhards Herz pochte stets heftig bei dem Anblick dieses schönen Mädchens. Auch Annabellas dunkelblaue Augen glänzten wie Saphire, und eine bis dahin unbekannte, tiefe Wärme durchströmte sie, wenn sie in Leonhards braune, geheimnisvolle Augen schaute. Aber der Anblick seiner ärmlichen und geflickten Kleider erschreckte sie mehr und mehr. Das Gift des Hochmuts war in ihr Herz geschlichen. Leonhard jedoch bemerkte dies nicht. Seine stille Liebe zu Annabella wuchs von Tag zu Tag.

Da geschah es, dass der Jüngling an einem hellen Frühlingsmorgen damit beauftragt wurde, einen Rosenbusch, der im harten Winter erfroren war, zu entfernen und dem Feuer zu übergeben. Mitleidsvoll betrachtete er die kahlen Zweige, die einst im herrlichsten Blattwerk standen, übersät mit tiefroten Blüten, deren zarter Aprikosenduft sich weithin verströmte. Gerade wollte er den Spaten ansetzen, um die tiefen Wurzeln auszugraben, als er eine feine Stimme vernahm:

„Ich singe und klinge –
verbrenne mich nicht!“

Leonhard sah sich verwundert um, aber es war niemand zu sehen. Erneut setzte er den Spaten an, und wiederum ertönte die helle Stimme:

„Ich singe und klinge, –
verbrenne mich nicht!“

Leonhard blickte auf den Rosenbusch und fragte: „Bist du es, der zu mir spricht?“

„Gewiss, gewiss –
ich singe und klinge,
verbrenne mich nicht!“

Erschrocken ließ der Jüngling den Spaten fallen und starrte auf den Rosenbusch.

„Wie ist es denn möglich, dass ich dich hören kann?“, fragte er fassungslos.

„Ein feiner Geist -

ein reines Herz,

so kannst Du mich verstehen!“

Ungläubig betrachtete Leonhard den Rosenstock. Er war doch nur ein einfacher Gärtnergeselle, ohne große Bildung, allein in der Pflanzenkunde beheimatet.

„Wie meinst du das?“, fragte er daher verwirrt.

„Wer es hat, der weiß es nicht,

wer`s von sich glaubt,

der hat es nicht!“

antwortete der Rosenstock und hatte damit die Wahrheit gesprochen. Leonhard besaß die seltene Gabe, das reine Herz seiner Kindertage zu bewahren und den in ihm wohnenden feinen Geist weiter zu entwickeln, ohne sich darauf etwas einzubilden.

„Also gut“, sagte der Jüngling, „du bist ein außergewöhnlicher Rosenbusch und ich ein gewöhnlicher Gärtnergeselle. Du sprichst in Rätseln und ich soll`s verstehen. Du weißt, dass du hier nicht bleiben kannst. Ich weiß nun, dass ich dich nicht verbrennen darf. Daher bitte ich dich, lieber Rosenbusch, gib noch einen Hinweis, was ich denn machen soll?“

Prompt ertönte die Stimme:

„Ich steche nicht,

ich breche nicht,

nur geb ich alles preis,

was des Menschen Herze weiß!“

und in dem selbigen Augenblick, als das Stimmchen dies sprach, warf der alte Rosenbusch seine Dornen ab. Ein leuchtend helles Rosenholz kam zum Vorschein und Leonhard stand staunend davor. Er besah sich das Holz genauer und entdeckte in dem Hauptstamm einen ungewöhnlich geraden Wuchs von seltener Schönheit.

„So gerade und so stark wie eine – . . . ?“, überlegte er und seine Finger strichen zärtlich über das feine Holz. Nach einer Weile sagte er:

„Nun weiß ich, was zu tun ist. Hab keine Angst, liebes Rosenbäumchen, ich werde dir nicht weh tun, kein Spaten soll dich verletzen.“

Und Leonhard kniete sich hinunter auf die feuchtkalte Erde des Frühlingbodens und begann behutsam, mit seinen bloßen ungeschützten Händen, den Rosenbusch auszugraben. Obwohl jener kräftig mithalf, der Erde zu entkommen, hatte Leonhard am Ende dennoch blutige Hände, aber ein fröhlich bewegtes Herz.

Danach ward Leonhard drei Tage und Nächte nicht mehr gesehen. Überall suchte man nach ihm, doch der Jüngling blieb verschwunden.

In den frühen Morgenstunden des vierten Tages erwachte Eichhofen durch einen Flötengesang, der in seiner Schönheit nie zuvor vernommen wurde. Die zarte Melodie erschall über das ganze Tal hinweg in den innigsten Tönen, erzählte von Liebe und Sehnsucht, von Trauer, Schmerz und Heimweh, von Heiterkeit und Frohsinn, von Friede und Dankbarkeit. Ein jeder erwachte durch diese Musik und fühlte sich verstanden. Der Bäcker dachte an seine verstorbene Frau und fand endlich Trost, die Frau des Schmieds blickte hoffnungsvoll auf die Zukunft ihrer sieben Kinder, der Gärtner und seine Frau wussten plötzlich, ihren vermissten Sohn Leonhard wiederzusehen und so ging es allen

in Eichhofen, jedem auf seine Weise.

Und Annabella?

Sie schlug bei den ersten Tönen die Augen auf. Wusste sie doch sogleich, wer diese Flöte spielte und was sie erzählte.

„Ach Annabell – ich liebe dich,
und bitt so sehr, mein Herz nicht brich!“

Atemlos lauschte sie der Musik und wünschte sich im geheimen, sie möge nie enden. Dann aber dachte sie an Leonhards ärmliche, geflickte Kleider und daran, dass er nur ein einfacher Gärtnergeselle sei und ihr Herz wurde eng und hart.

„Nein“, sagte sie zu sich, „es kann und darf nicht sein! Wer ist er denn schon, was kann er mir bieten? Blumen und Gemüse? Das ist mir zu wenig! Ich bin schließlich eine Hochwohlgeborene. Mein Herz muss sich täuschen, ich werde es zum Schweigen bringen und meine Ohren verschließen.“

Währenddessen saß Leonhard auf einem Felsen nahe der Burg Loch und ließ seine Flöte erklingen. Sie war außergewöhnlich schön, ihr Holz glatt wie Seide, der Klang zart wie Rosenblätter und dennoch hell und strahlend. Wer sie hörte, wurde tief im Herzen berührt, denn sie war aus dem Holz der Liebe gefertigt, dem Rosenholz. Neben Leonhard lag ein Kranz, geflochten aus den übrigen Zweigen des Rosenbusches. Dessen Wurzeln jedoch lagen am Fuße des Turmes in der lebendigen Erde.

Von Annabellas Hochmut ahnte der Jüngling nichts. Sein Herz war rein, gefüllt mit Liebe und Zärtlichkeit. Er träumte von einem Leben mit Annabella, denn er hatte in ihren Augen gelesen, dass auch sie ihn liebt.

Sicher würde sie bald erneut die Gärtnerei aufsuchen, und er könnte sich ihr erklären.

Aber Annabella kam nicht mehr. Und wenn sie die, von Sehnsucht und Liebe erzählende Rosenflöte hörte, hielt sie einfach ihre Ohren zu.

Leonhard wartete, die Tage und Wochen vergingen – er wartete vergeblich. Nur noch selten nahm er die Flöte in die Hand und spielte auf ihr.

Sie klingt nicht mehr so schön wie früher, dachte der Bäcker.

Sie hört sich traurig an, dachte der Schmied.

Sie ist voll des Schmerzes, dachten der alte Gärtner und seine Frau.

Ja, ein Jeder hatte recht gehört. Die Rosenflöte klang immer leiser und trauriger.

Der Sommer kam und ging, die Bäume färbten sich in Rotgold und auf den Feldern und Wiesen lag des Morgens der gefrorene Tau. An einem dieser Herbsttage hielt es Leonhard nicht mehr aus. Er musste Gewissheit über Annabella haben. Warum kam sie nicht wieder? Hatte er denn etwas falsch gemacht? Oder war sie erkrankt? Mutig ging er zum Schloss und klopfte am Hauptportal. Nachdem er eingelassen und in den großen Saal geführt worden war, bat er, Annabella sprechen zu dürfen. Ein Weilchen später erschien das junge Fräulein, doch als sie Leonhard sah, erbleichte sie.

„Geht es dir gut, liebe Annabell?“, fragte Leonhard schüchtern und staunte über ihre Schönheit, die in all den Monaten noch größer geworden zu sein schien.

„Nenn mich nicht mehr Annabell, ich heiße ab jetzt auch für dich Annabella!“, gab sie kalt zur Antwort und versuchte damit, ihre Fassung wieder zu erlangen.

„Aber ich nannte dich doch immer so - seit unserer Kindertage.“

„Unsere Kindertage sind vorbei, ich werde nächstes Frühjahr heiraten!“, sagte Annabella schnippisch.

„Heiraten?“, fragte Leonhard entsetzt und starrte Annabella an.

„Ja, heiraten. Du hast ganz richtig gehört.“

„Warum, Annabell, warum nur?“

„Nun, er ist reich, sieht gut aus und ist von edlem Geblüt.“

„Liebst Du ihn denn?“, fragte Leonhard und schaute in Annabellas Augen.

Sie aber wich seinem ernstesten und vertrauten Blick aus und meinte:

„Ist das denn wichtig?“

„Und ob das wichtig ist“, brach es aus Leonhard leidenschaftlich hervor, „es ist das Wichtigste überhaupt und das wirst auch du eines Tages einsehen. Weder Geld noch kostbare Kleider, weder ein Schloss noch das äußere Bild eines Menschen und seine Titel werden dich glücklich machen.“

„Papperlapapp“, sagte sie spöttisch, „das werden wir ja sehen, und so ein einfacher Gärtner wie du hat sich nicht zu erdreisten, mir, einer Hochwohlgeborenen, die zweier Fremdsprachen mächtig ist und sogar die höhere Mathematik beherrscht, irgendeinen weisen Lebensrat zu erteilen. Du hast ja noch nicht einmal irgendetwas studiert!“

„Du magst Fremdsprachen beherrschen - die Sprache des Herzens verstehst du allerdings nicht. Und man muss auch nicht unbedingt studiert haben, um das Wichtigste im Leben zu erkennen!“, rief Leonhard aufgebracht. „Ich glaubte, es gefunden zu haben, aber nun muss ich einsehen, dass ich es verloren habe. Und du hast es ebenfalls verloren, da du es nie geachtet hast. Lebe wohl, Annabell!“

Und der Jüngling verließ den Raum und ging. Hinter ihm hörte er eine wütende Stimme.

„Du sollst mich nicht mehr Annabell nennen, hörst du – nie wieder, ich heiße Annabella!“

Leonhard verließ noch am gleichen Abend sein Heimatdorf Eichhofen. Er verabschiedete sich von seinen Eltern, dankte ihnen für all ihre Liebe und Fürsorge und ritt davon. Zuvor aber hatte er den Rosenzweigkranz an einen Nagel in der Gärtnerei gehängt und seine Eltern gebeten, ein schmales Etui aus dunklem Eichenholz nach seiner Abreise an das junge Schlossfräulein weiterzureichen.

Als Annabella es am nächsten Morgen erhielt und sogleich öffnete, fand sie darin die Rosenflöte. Ein heftiger Schmerz durchfuhr ihre Brust für einen kurzen Augenblick. Dann aber wurde sie zornig über ihre eigenen Gefühle, ging hinauf in ihr Schlafgemach und schleuderte das Flötenetui wütend unter ihren großen Kleiderschrank.

„Da magst du liegenbleiben, du verflixtes Ding, bis zum Nimmerleinstag –“, rief sie erbot, warf sich auf ihr Bett und schluckte die aufsteigenden Tränen hinunter.

Es war Winter geworden. Leonhard schrieb seinen Eltern, dass er bei einem Meister der Pflanzenkunde in Winzer zur Lehre ginge und es ihm leidlich gut ergehe. Nach Annabella fragte er nicht. Die Eltern verstanden es.

Im Frühjahr gab es in Eichhofen eine große Hochzeit. Es wurde getanzt und gelacht, gespeist und erzählt. Das ganze Dorf war eingeladen. Annabella trug ein kostbares Brautkleid aus Brokat. Perlen und Smaragde zierten ihren schmalen Hals. Sie war eine schöne Braut, aber der warme Glanz ihrer Augen war erloschen.

Kurz danach zog ihr Gemahl in die oberen Gemächer des Schlosses ein. Er sollte die Aufsicht über das Brauhaus übernehmen. Bald jedoch stellte sich heraus, dass er mehr dem Ballsaal als jeglicher Arbeit zugetan war. Ein Fest nach dem anderen wurde gehalten, teure Kleider für Annabella angefertigt, edler Schmuck und wertvolle Möbel angeschafft.

Annabellas Eltern beobachteten dies alles mit Sorge, konnten jenem Treiben jedoch nicht Einhalt gebieten.

Der Winter kam ins Land, aber es schneite kaum. Besorgt blickten die Bauern auf die frostharte, trockene Erde. Was würde das Frühjahr bringen? Im Frühling regnete es gerade soviel, um Weizen, Gerste und Hopfen anzubauen. Die Läder war zu einem mageren Bächlein geschrumpft. Die Bauern hofften weiterhin auf Regen. Doch es kam alles ganz anders. Von Mai bis Mittsommer fiel kein einziger Tropfen. Geschwächt ließen die jungen Pflanzen ihre Köpfe hängen. Und dann braute sich ein Unwetter von nicht gekannter Stärke zusammen. Es blitzte und donnerte wie Gewehrsalven. Der Himmel schien sich zu öffnen und vier Tage und Nächte regnete es ohne Unterlass. Felder und Häuser standen in den Wasserfluten. Die Menschen waren verzweifelt. Aus der Läder war ein reißender Fluss geworden, der in Eichhofen das Mühlenrad der Hammerschmiede zerschmetterte. Damit waren die guten Tage von Schloss Eichhofen erst einmal vorbei. Das Hammerwerk stand still. Im Brauhaus konnte nicht gebraut werden, da der Regen fast die gesamte Ernte vernichtet hatte. Die Geldtruhe war leer. Zu verschwenderisch hatten Annabella und ihr Herr Gemahl gelebt und für Notfälle nichts zurückgelegt. Die Dienerschaft konnte keinen Lohn erhalten und zog nach und nach fort. Nur wenig Getreue blieben in der Hoffnung, es könnten wieder bessere Zeiten kommen. Das Leben auf dem Schloss veränderte sich. Wo einst Luxus herrschte, wurde nun eisern gespart werden. Wo es an Personal fehlte, legten die Schlossbesitzer selbst Hand anlegen. Die bestickten Seidengewänder wichen einfachen Arbeitskleidern. Annabella fiel es schwer, sich in das neue Leben einzugewöhnen. Musste sie doch arbeiten wie alle anderen auch. Ihre zarten Hände zierten nun Schrunden und Blasen statt edler Ringe. Aber sie fügte sich, wenn auch mürrisch. Abends zog sie erschöpft ihre schmutzigen Kleider aus und fiel in tiefen Schlaf. Ihr Gemahl hingegen kam mit dem Verlust des Reichtums nicht zurecht. Mehr und mehr versank er in tiefe Melancholie, verlor den Lebensmut und verweigerte alsbald jegliche Nahrung. Annabella betrachtete den Unfähigen mit Mitleid und zugleich mit Zorn. Hatte er nicht Arme und Beine wie sie? Galt es nicht, mit anzupacken, wenn die Not einen heimsuchte? War er ein Mann oder ein Häufchen Elend? Sah sie aber in seine traurig verquollenen Augen, holte sie Mitgefühl ein. Annabellas schwere Gedanken über ihren Mann fanden zwei Monate nach der Regenflut ein Ende. Eines Morgens lag er tot in seinem Bett. Sein schwaches Herz hatte aufgehört zu schlagen.

Das Leben spinnt seine Fäden und webt daraus einen Teppich. So war es auch bei Annabella.

Dieser Mann fehlte ihr nicht wirklich, denn außer der rauschenden Feste waren beide im Grunde ihres Herzens einsam geblieben. Wie oft musste sie insgeheim an die letzten Worte von Leonhard denken. Wie recht er hatte! Aber nun war es zu spät, Leonhard war fort und würde wohl nie wieder kommen.

Im darauffolgenden Frühjahr ging der alte Gärtner zum Schlossherren Ambrosius. Dieser empfing ihn freundlich und fragte nach seinem Anliegen.

„Sehen Sie“, nuschelte der Alte, denn die vorderen Zähne waren ihm bereits ausgefallen, „ich werde alt und bewältige die Gärtnerei nicht mehr allein.“

„Ja, ich verstehe“, sagte Ambrosius, „seit Ihr lieber Sohn nicht mehr da ist, hat sich vieles verändert. Er fehlt uns allen und seine herrliche Musik noch dazu. Aber der Zeitpunkt ist günstig gewählt, mein Lieber“, sprach er und räusperte sich ein wenig, „Sie wussten ja

um unsere Notlage, aber meine Tochter hat nun doch gezeigt, welch gutes Herz in ihrer Brust wohnt und deshalb verkaufte sie all ihren kostbaren Schmuck. Jetzt geht es wieder aufwärts! Und – mir ist bewusst geworden, wie wichtig und geradezu lebensnotwendig eine gut geführte Gärtnerei ist. Lassen Sie daher den besten und tüchtigsten Gärtner des Landes kommen. Er soll ordentlich Lohn erhalten. Das Gewächshaus wird vergrößert und die Hammerschmiede endlich repariert.“

Leonhards Vater dankte und verabschiedete sich mit einem geheimnisvollen Lächeln.

Es war drei Tage später, als Annabella frühmorgens von einem seltsamen Geräusch erwachte.

„Merkwürdig“, dachte sie, „es klingt, als würde jemand mit einem Nagel auf Holz kratzen.“ Sie lauschte weiter und alsbald erkannte sie, woher jenes Kratzen kam. Da fiel es ihr plötzlich siedend heiß ein: sie sprang aus dem Bett, holte einen Besen und fischte damit das im hintersten Winkel unter ihrem Kleiderschrank verborgen liegende Eichenetui heraus.

„Wie konnte ich dich nur vergessen!“, rief Annabella beschämt und wischte den alten Staub ab. Wie aber erschrak sie, als sie das Kästchen öffnete. Die einst so schöne und gleichwohl aus Samtholz bestehende Rosenflöte war übersät mit spitzen Dornen, jegliche Berührung unmöglich geworden. Annabella war entsetzt: Nie wieder würde sie diese Flöte hören dürfen, nie wieder Leonhard sehen - und sie weinte bitterlich. Da geschah es, dass eine Träne auf die Flöte fiel und sie benetzte. Im gleichen Augenblick vernahm Annabella eine matte, leiderfüllte Stimme:

„Ich breche fast,
ich steche nun,
rett' mich, allein
DU kannst es tun.“

„Wie ist es denn möglich, dass ich dich hören kann?“, fragte Annabella zaghaft.

„Das Rosenholz, das singen konnt',
hat tief dein Herz vergraben.
Ich brauche Licht, bin Lieb' gewohnt,
dein Tränen lies mich laben“,
kam leise als Antwort.

„Ja, du hast Recht“, schluchzte Annabella und erneut fielen ihre Tränen hinab auf die Flöte. „Ich war stolz und einfältig und bildete mir ein, etwas Besseres zu sein als die anderen, durch meine Bildung wertvoller geworden zu sein als ... als“

„Leonhard, ich weiß,
denn du liebst ihn heiß!“,
hauchte die Flöte.

„Es ist wahr, ich liebe Leonhard, habe ihn immer geliebt, aber mein Hochmut hat alles verdorben. Was kann ich denn jetzt noch tun?“, fragte Annabella verzweifelt.

Das traurige Stimmchen der Flöte sprach:

„Nur wenn ich klinge
und wieder singe,
kehrt dein Glück
zu dir zurück!“

„Aber wie soll das geschehen? – keiner wird auf dir spielen können, ohne sich blutige

Finger zu holen!“

Doch dann erinnerte sie sich, was die Flöte anfangs zu ihr sagte und eine kleine Hoffnung legte sich in ihr Herz.

„Sag, du liebe Flöte, was kann ich tun, um dich zu erretten?“

Diese flüsterte kaum hörbar:

„Es sind der Blumen dreie,
von Lieb´ und Treu´ erzählen.

Die Tränen deiner Reue
sie richtig lässt erwählen.

Und wenn du sie gefunden,

lauf her geschwind zu mir.

Im Kranz leg sie, gebunden

auf meine Dornen hier!“

„Wie meinst du das?“, fragte Annabella nach. „Drei Blumen, die von Liebe und Treue erzählen? Wie heißen sie? Wo kann ich sie finden?“

Doch die Rosenflöte schwieg.

„Wie soll ich nur das Rätsel lösen?“, sagte sie mutlos. „Deine Dornen sind die Dornen, die ich im Herzen trug und gegen Leonhard richtete. Wen kann ich nun fragen, da ER nicht mehr da ist!“ Annabella war trostlos und weinte erneut bittere Tränen.

Plötzlich vernahm sie wieder das matte Stimmchen:

Die erste Blume, sie ist blau.

Du hoffst im Abschied SIE genau!“

„Ich danke dir, du Liebe, dass du wieder zu mir gesprochen hast.“, sagte Annabella zärtlich.

„Gleichwohl ich nicht klüger bin als wie zuvor, weiß ich doch endlich, wohin ich gehen muss und wen ich nach der ersten dieser Rätselblumen fragen kann.“

Geschwind zog sie sich ein schlichtes Kleid an, legte ein wollenes Tuch über ihre Schultern und lief hinaus in den Schlosspark. Der Tag war noch frisch, obwohl die Frühlingssonne ihr Bestes gab. Annabella wusste, dass sie nun die Gärtnerei aufsuchen musste, jenen Ort, den sie seit Leonhards Fortgang stetig vermied. Der neue Gärtner, so hörte sie die Leute sprechen, hätte vor zwei Tagen seinen Dienst angetreten. Olenhard Rosenbusch nennt er sich. Ein wenig schrullig sei er schon, aber in seinem Wissen ganz ausgezeichnet. Sein Alter könne man nicht schätzen, da er einen langen Bart trüge und die Augen durch einen übergroßen Hut verdeckt halte, wohl der Sonne wegen. Auch sprechen könne er nicht, nur singen.

„Mag er so schrullig sein, wie er will“, dachte Annabella, „aber er ist der Einzige hier, der großes Wissen in der Blumenkunde trägt.“ Mutigen Schrittes betrat sie die Gärtnerei. Der Duft von feuchter Erde, würziger Kräuter und Blumen erfüllte den Raum und damit zugleich ihre Seele mit all den geliebten Erinnerungen an Leonhard.

Bald entdeckte sie im hinteren Winkel des Gebäudes einen bärtigen Mann mit Hut, dessen Schärpe weit über Ohren und Augen hing. Annabella bekam ein wenig Furcht bei diesem ungewöhnlichen Anblick, doch sie überwand ihre Angst und ging langsam auf den Mann zu.

„Ihr müsst der neue Gärtner sein!“ und sie versuchte, ihrer Stimme einen festen Ausdruck

zu verleihen.

Der Mann nickte.

„Man sagt, Ihr hättet großes Wissen in der Blumenkunde?“

Abermals nickte der Mann.

„So hört mich an. Ihr müsst mir helfen! Drei Blumen soll ich finden, die Blumen der Lieb und Treue. Die erste ist blau und wird im Abschied erhofft. Wisst Ihr denn, wie sie heißt und wo ich sie finden kann?“

Da öffnete der Gärtner langsam den Mund und begann zu singen:

„Die Blume allseits ist bekannt,
Vergissmeinnicht wird sie genannt.

Gedeiht auf Wiesen, Wegen, Felder,
nur meidet sie die dunklen Wälder.“

Annabella stand wie angewurzelt da. Hatte jemals der Gesang eines Mannes sie so sehr berührt wie dieser, so inniglich erfasst? War er nicht eben so schön wie damals der Gesang der Flöte, als Leonhard seine Melodien erklingen ließ? Wie konnte das sein?

„Ich danke Euch von Herzen, denn Sie haben mir sehr geholfen“, sprach sie erregt.

„Aber wer seid Ihr, dass Ihr so schön singen könnt?“

Der Gärtner antwortete nicht, drehte sich um und ging. Annabella schaute ihm lange nach.

„Vergissmeinnicht“, sagte sie nachdenklich, „wie dumm ich war, es nicht zu wissen!“

Als bald entdeckte sie die zartblauen, am Feldrand hinter der Schlossmauer blühenden Blumen. Voll Freude pflückte sie einen Strauß und stellte ihn liebevoll in eine Vase neben dem Flötenetui. Wie aber sollte sie die zweite Blume finden? Annabella saß auf der Fensterbank und überlegte, doch es wollte ihr nichts in den Sinn kommen. Stunde um Stunde verging, es wurde Abend, es wurde Nacht. Plötzlich schluchzte Annabella in die Stille der Nacht hinein:

„Ich kann dieses Rätsel nicht alleine lösen. Ich brauche Hilfe. Bitte, liebe Rosenflöte, sprich mit mir!“

Und endlich vernahm sie erneut das müde Stimmchen:

„Rosa ist die Farb' der Zweiten,
oft wird sie die Lieb' begleiten.

Voll des Glückes, voll des Leides,
kennt ein liebend Herze Beides!“

Annabella dankte der Flöte und sank sogleich in tiefen Schlaf. Sie träumte von Leonhard, von rosafarbenen Blumen und von dem Gesang, der ihr Herz so tief berührt hatte.

In aller Frühe erwachte sie mit roten Backen. Ihr Blick fiel auf den Vergissmeinnichtstrauß. Da schob sie alle schweren Gedanken beiseite und eilte mit den ersten Sonnenstrahlen hin zur Gärtnerei. Bald schon entdeckte sie Olenhard. „Hoffentlich weiß er auch diesmal Rat!“, dachte Annabella und ihr Herz pochte heftig. Sie trat vor ihn hin, bat erneut um seine Hilfe und sagte das zweite Sprüchlein der Rosenflöte auf. Langsam erhob der Gärtner seinen Kopf und fing an zu singen:

„Die Blume ist der Lieb' bekannt,
ein Tränend Herz wird sie genannt.

Sie blüht im Garten deiner Nähe,
dort wo der Fels steigt in die Höhe!“

Und wieder wurde es Annabella beim Lauschen seiner Stimme so warm ums Herz, dass

sie meinte, es müsse vor Freude zerspringen. Doch auch diesmal drehte sich der Gärtner einfach um und ging. Sie konnte ihm gerade noch einen Dank hinterher rufen, dann stand sie alleine in der großen Gärtnerei. Da fiel ihr Blick auf den Rosenzweigkranz, den Leonhard vor langer Zeit gebunden hatte und der etwas oberhalb eines Balkens an einem Nagel hing.

„Du hast ja das selbe helle Holz wie die Rosenflöte!“, rief sie erstaunt.

„Wenn einst die Richtige kommt und ihn trägt, so wird er blühen!“, hörte sie es plötzlich sagen, drehte sich erschrocken um und erblickte den alten Gärtner, der ein geheimnisvolles Lächeln trug.

„Wer hat diesen Kranz gebunden? Er ist so zart und fein!“, fragte Annabella leise.

„Frage dein Herz, es kennt die Antwort.“, sagte der alte Mann.

„Wodurch weiß ich, dass es die richtige Antwort ist?“

„Jeder Mensch trägt in seinem Herzen eine eigene Melodie, die unverwechselbar ist. Unsere Aufgabe ist es, diese Melodie immer tiefer zu verstehen. Denn es ist die Stimme des Herzens und ihr sollen wir folgen.“, sprach der alte Gärtner und verabschiedete sich. Wenig später stellte Annabella einen Strauß der Tränenden Herzen zu dem Vergissmeinnicht hinzu. Dann öffnete sie das schmale Eichenetui und betrachtete die schmerzvolle Rosenflöte.

„Was kann ich nur tun?“, fragte sie abermals verzweifelt, „zwei Blumen für deine Errettung habe ich, doch wo ist die Dritte? Ich dacht', es wäre die Rose, aber sie blüht noch nicht!“

Kaum hörbar antwortete das Rosenstimmchen:

„Meine Wurzeln, tief vergraben

bei dem alten Turme stehn.

Wollen sich am Wasser laben,

unter Sternen sie erblüh'n!“

„Oh, ich danke dir so sehr!“, rief Annabella. Und eilig lief sie los, füllte an der Lauer einen Krug mit Wasser und rannte damit den schmalen Burgpfad hinauf zum Turm. Wie aber sollte sie erkennen, wo die Rosenwurzeln lagen? Da kniete sie sich auf den harten, steinigen Boden und begann, mit bloßen Händen entlang der Turmmauer zu graben.

„Schaut euch unser Schlossfräulein an“, sagte der Schmied mittags zu seinen Leuten, „nun scheint sie verrückt geworden zu sein. Seit vielen Stunden buddelt sie nun an dem alten Turm herum, als wolle sie ihn ausgraben und anderswo verpflanzen. Will wohl dem neuen Gärtner Konkurrenz machen, wie?“ Alle lachten und schüttelten verwundert die Köpfe.

Annabella sah und hörte davon nichts. Den ganzen Tag grub sie in der Erde, und endlich, als die Vögel ihr letztes Abendlied gesungen hatten, spürten ihre wunden Finger die ersehnten Wurzeln. Behutsam goss sie das Wasser darauf, setzte sich erschöpft daneben und wartete. Ihre Kleider waren zerrissen, ihr Gesicht mit Erde beschmiert und die Hände schmerzten. Langsam wurde es still und die Nacht legte sich mit tiefem Frieden über das Tal der Schwarzen Lauer. Das Firmament erstrahlte mehr und mehr durch unzählig leuchtende Sterne. Plötzlich hörte Annabella ein zartes Knistern, ein Rascheln - ein Singen und Säuseln. Es wurde immer stärker und auf einmal erhob sich die feucht-dunkle Erde ein wenig und vor ihren erstaunten Augen wuchs ein Rosenbusch, Zweig um Zweig, Blatt für Blatt. Und endlich streckten sich auch die ersehnten Rosenknospen empor

und öffneten ihre tiefroten Blüten. Annabella umarmte den Busch voller Dankbarkeit, brach einen Zweig ab und lief damit hinunter zum Schloss. Dann band sie den Kranz aus Vergissmeinnicht, Tränendem Herz und Rosen und legte ihn mit zitternden Händen auf die Dornen. Kaum aber berührten die Blumen die Rosenflöte, warf diese alle Dornen ab und eine helle, kräftige Stimme ertönte:

„Nicht mehr ich steche,
nicht mehr ich breche,
gebe wieder alles preis,
was des Menschen Herze weiß!“

Am nächsten Morgen, gerade als die Sonne aufstieg, erwachte Eichhofen wiederum durch einen Flötengesang, der alle ergriff und tief berührte.

Annabella saß am Rande der alten Burg Loch und ließ die Stimme ihres Herzens durch die Rosenflöte erklingen:

„Ach Leonhard - ich liebe dich,
und bitt so sehr, erhöre mich!“

Da sah sie plötzlich eine Gestalt den schmalen Pfad hinauf wandern. Sie erkannte ihn sofort. Es war der neue Gärtner mit dem großen Hut. „Warum kommt er? – Warum nicht Leonhard?“, fragte sie sich verwundert. Dann stand er auf einmal vor ihr, dieser geheimnisvolle Sänger, dessen Gesicht bis dahin niemand sehen konnte.

„Du hast mich gerufen“, sagte er, „und hier bin ich.“

„Nicht Euch habe ich gerufen, sondern Leonhard, den Mann, den ich liebe“, sagte Annabella mit Bestimmtheit, „und wie ist es möglich, dass Ihr jetzt sprechen können wie andere auch?“

Da nahm der Gärtner seinen großen Hut ab, entfernte den angeklebten Bart und blickte zärtlich in Annabellas erschrockenes Antlitz.

„Leonhard!“, rief sie laut und sank ihm in die Arme.

„Ja“, sagte er, „meine geliebte Annabella!“ und küsste sie.

„Für dich heiße ich Annabell, für immer und ewig!“

„Für immer und ewig!“, flüsterte er ihr ins Ohr. „Aber vorher solltest du vielleicht ein wenig Erde von deinem lieblichen Gesicht entfernen. Siehst ja aus wie ein Lausejunge.“

„Ist das wirklich wichtig?“, fragte sie und lächelte schelmisch.

Am Tage ihrer Hochzeit zierte Annabellas Haupt ein feiner Rosenkranz mit tiefroten Blüten. Sie wurden das glücklichste Paar weit und breit und die Musik hat Eichhofen nie mehr verlassen. Hörst du, da unten im Schloss wird schon wieder musiziert?“

„Klingt irgendwie sehr schön“, meinte Clara, „und außerdem wohnen wir in der `von Rosenbuschstrasse`. Das find` ich jetzt prima. Aber Omi, du musst diese Geschichte unbedingt aufschreiben!“

„Ist schon geschehen – liebe Clara!“



Hanna
von Hella Zillich

Es ist schon dämmerig, als ein junges hübsches Mädchen den engen, schlüpfrigen Weg an der Lauer entlang eilt. Durch die Bäume am Ufer wirft die untergehende Sonne ihre letzten Strahlen; der dunkle Fluss glänzt und scheint kaum zu fließen. Es ist ganz still, bis auf den schnellen Atem des Mädchens. Es muss unbedingt vor Einbruch der Dunkelheit daheim sein und sich auch noch eine Ausrede für sein Ausbleiben überlegen.

Wieder einmal hatte es vergeblich auf der Burg des Grafen nachgefragt und nur mitleidige Blicke geerntet. Es verhielt sich nämlich so, dass ihr Liebster, der beim Grafen in Diensten stand, vor vielen Monaten mit dem Versprechen, es bei seiner Rückkehr zu heiraten, in die große Stadt am großen Fluss aufgebrochen war, um für den Grafen einen gefährlichen Auftrag zu erledigen. Mit dem Geld, das dieser Dienst ihm einbringen würde, wollten sie einen Hausstand gründen.

Die Eltern wussten davon nichts und hatten schon mit dem reichen Müller als künftigen Schwiegersohn liebäugelt. Dieser besaß eine Mühle am Fluss, wohin die Bauern der Umgebung ihr Getreide zum Mahlen brachten. Außerdem hatte er eine Menge Gold. Man munkelte, er habe gute Beziehungen zu den Zwergen, die oberhalb am Berg aus einer tiefen Höhle unheimliche Schätze förderten.

All dies geht dem Mädchen – sein Name ist übrigens Hanna – durch den Kopf, als es schließlich keuchend das Elternhaus erreicht und schweigend die Vorwürfe über sich ergehen lässt.

Die nächsten Tage verbringt Hanna mit schwerem Herzen. Nach getaner Arbeit zieht es sie abends zum Fluss, zu ihren Lieblingsplätzen; dorthin, wo sich die Bäume im dunklen Wasser spiegeln oder an das flussaufwärts gelegenen Wehr, wo sie gedankenverloren auf die Schaumkronen schaut. Sie beobachtet, wie der Schaum sich auflöst und wieder neu entsteht, um andere Muster zu bilden. Eine tiefe Traurigkeit erfasst sie. Wenn ihr Liebster sie nun vergessen hat?! Oder wenn er gar erkrankt ist und niemand kümmert sich um ihn? Dieser Gedanke bringt sie zu einem Entschluss: sie wird den Liebsten

in der großen Stadt suchen, um Gewissheit zu erlangen. Am folgenden Tag, noch im Morgengrauen, packt sie das Notwendigste in ein Tuch und schleicht ganz leise aus dem Haus. Nur ihre kleine Katze hat etwas bemerkt. Sie begleitet Hanna noch ein Stück, kehrt aber bald miauend zum Haus zurück. Um die Richtung nicht zu verlieren, bleibt das Mädchen immer in der Nähe des Flusses. Es wird Mittag und oben auf dem Felsen leuchtet das Kreuz in der Sonne. Auf dem Hang meint Hanna plötzlich einige Menschen zu sehen, die sie beobachten. Aber es sind nur die Wacholdersträucher, die von unten wie aufgestellte Wachen wirken. Am frühen Abend hat sie die Flussmündung erreicht und hofft, dass der Fährmann noch da ist, um sie über die Donau zu setzen. Nach einer Stunde vergeblichen Wartens beschließt sie, bis zum nächsten Morgen einen Unterschlupf zu suchen. Im nahe gelegenen Wirtshaus mag sie nicht nachfragen, denn Geld hat sie nur sehr, sehr wenig. Bei der alten Kirche steht ein Schupfen mit Heu. Dort verbringt sie die Nacht, meistens wach, weil sie immer wieder unbekannte Geräusche hört und sie die Gedanken an den nächsten Tag nicht zur Ruhe kommen lassen.

Schon ehe es hell wird, steht Hanna an der Donau und wartet. Bald gesellen sich noch eine Frau und ein Mann zu ihr, die ebenfalls in die Stadt wollen. Irgendwann kommt dann

auch der Fährmann mit langsamen Schritten herbei und rudert sie über den Fluss. Drüben angelangt, setzt sie zusammen mit den beiden Leuten ihren Weg fort und erblickt nach einer Weile die Türme der Stadt. Jetzt beschleicht sie wieder große Angst. Wohin soll sie sich wenden? Wo kann sie ihren Liebsten suchen? Hanna weiß nur, dass er für den Grafen einen schwierigen Auftrag erledigen musste. Sie hält an und setzt sich auf einen Stein am Wegesrand. Ihre Knie zittern und ihr ganzer Mut ist verflogen. Am liebsten würde sie jetzt umkehren.

Da kommen von weitem zwei Männer daher, offensichtlich sehr fröhlich und in guter Laune. Jetzt kann man schon ihre angeregte Unterhaltung hören.

Da springt Hanna plötzlich auf. Ein Freudenschrei entfährt ihr. Nun werden die beiden Burschen aufmerksam, schon läuft einer auf Hanna zu und beide fallen sich in die Arme. Der Begleiter ihres Liebsten ist der Sohn des Grafen. Nach einer Weile räuspert er sich und die beiden Verliebten entschuldigen sich, dass sie in ihrer großen Freude alles um sich herum vergessen haben.

Nun erfährt Hanna, dass der junge Graf in die Hände von Spießgesellen des raffgierigen Müllers gefallen war. Diese hatten ihn weit nach Osten verschleppt und ihn dort versteckt. Lösegeld wollten sie erpressen. Es hatte lange gedauert, ihn endlich befreien zu können. Die drei jungen Leute lassen sich auf einer Wiese nieder und verzehren das Brot und den Wein aus dem Rucksack der beiden Freunde. Ein paar Leute kommen vorbei, werden eingeladen zum Essen und Trinken und hören die Geschichte der wunderbaren Rettung. Allmählich ist es schon Nachmittag geworden und alle möchten nach Hause. Um schneller vorwärts zu kommen, wollen sie nach dem Übersetzen über die Donau eine Abkürzung nehmen und nicht dem Flusslauf der Laber folgen. Sie wandern bergauf im dichten Wald, nachdem sie sich an der Hubertusquelle mit frischem Wasser versorgt haben. Hanna ist erschöpft und sie müssen öfter rasten. Schon bald geht die Sonne unter; es wird dunkel im Wald.

Nun steht fest, dass sie die Burg heute nicht mehr erreichen können. Die jungen Leute beschließen, ein geschütztes Plätzchen für die Nacht zu suchen. Da taucht plötzlich eine weiße Gestalt hinter ihnen auf. Sie winkt ihnen und lockt sie mit dem Zeigefinger. Die drei folgen ihr, aber da ist sie auch schon verschwunden. Vor Schreck bleiben die jungen Leute an Ort und Stelle. Sie schlafen eng zusammengerückt bis zum frühen Morgen. Aber was müssen sie beim ersten Licht der Sonne entdecken!?! Einige Meter von ihrem Ruheplatz entfernt fällt der Felsen steil hinab ins Tal. Wären sie gestern nur noch ein paar Schritte weitergegangen, wären sie hinuntergestürzt und nun sicher alle tot.

Voll Dankbarkeit setzen sie ihren Weg fort, erreichen bald die Burg Loch und werden dort vom Burgherrn freudig begrüßt. Gestärkt mit einer Brotzeit, wandern sie weiter das Tal entlang und erreichen gegen Mittag ihr Ziel. Der Burggraf schließt seinen Sohn erleichtert in die Arme. Er lässt die Flaggen auf der Burgmauer hissen, damit alle Leute im Tal die frohe Nachricht erfahren. Glücklicherweise überreicht er dem Retter den versprochenen Lohn.

Der hinterhältige Müller wird in Ketten geworfen und verbringt den Rest seines Lebens im dunklen Kerker. Hanna und ihr Liebster warten nicht lange mit der Hochzeit, die festlich auf der Burg gefeiert wird, und bleiben von da an immer zusammen.

Das Märchen vom Laberwesen
von Nicola Lehner-Kunz

Es war einmal...

Zu jener Zeit, als die Menschen noch selbst mühsam ihr Getreide anbauten, man sich am Himmel nach dem kommenden Wetter erkundigte und als man am Abend mit schweren Knochen ins Bett sank. Da lebte nicht weit von der Laber entfernt ein junges Paar.

Sie hatten nicht viel... ein kleines altes Häuschen mit nur einer winzigen Stube. Darin stand ein altes Tischchen und eine knarrende Bank (die auch als Schlafplatz diente). Zudem nannten sie einen alten Topf ihr Eigen. Hinterm Haus war ein kleines Feld, das sie bewirtschaften konnten. Im Sommer graste dort ihre Ziege, die für frische Milch sorgte. Doch trotz ihrer wenigen Habseligkeiten waren die beiden glücklich und zufrieden. Wann immer es ging, sah man sie gemeinsam. Er half ihr beim Getreide mahlen, sie pflügte mit ihm das kleine Feld, sie wechselten sich ab beim Wasser holen oder kochten miteinander eine dünne Suppe. Sie waren ein schönes Paar. Er war groß und stark. Seine Haut und sein Haar glänzten von dunkler Schönheit. Sie war strebsam und klug. Mit ihrem schmalen Körper, ihrer zarten Haut und den funkelnden Augen war sie schön anzusehen.

Ihr größter gemeinsamer Spaß war jedoch das sommerliche Bad in der Schwarzen Laber. Einmal im Jahr, wenn die Sonne am längsten am Himmel stand und sie müde und matt von der Getreideernte waren, da schlichen sie sich nachts zur Mühle. An einer besonders seichten Stelle wateten sie ins Wasser. Ganz still und leise, um nur nicht von der wachsamen und strengen Müllerin entdeckt zu werden. Und sie hatten ihre wahre Freude im kühlen Nass.

So verging Jahr um Jahr.

In einem Jahr jedoch meinte es das Schicksal besonders schwer mit dem fleißigen Pärchen. Der Sommer war heiß und nur selten stellte sich Regen ein, so dass die Getreideernte sehr schwach ausfiel. Im Fluss breiteten sich immer mehr Schlingen aus und so wurde es immer beschwerlicher, Fische zu fangen. Die Ziege gab kaum mehr Milch und zu alledem wurde der Mann von einer schweren Krankheit geplagt. Er wurde immer schwächer, sein Gesicht war fahl und blass. Seine Haare, die früher pechschwarz glänzten, waren nun matt und grau.

Das Weiblein versuchte ihr Bestes. Sie sammelte die wenigen Ähren ab, mahlte Mehl und kochte mit dem Wenigen, was sie hatten. Sie redete ihrem Mann gut zu und sorgte sich um ihn. Aber Tag für Tag wurde die Situation schlimmer. An dem Tag, als die Sonne am längsten am Himmel stand, da wollte sie ihren Mann zur nahen Mühle bringen, um wie jedes Jahr mit ihm im seichten Mühlenwasser zu baden. Vielleicht würde es ihn aufheitern und Freude bereiten. Doch er atmete schwer, sein Kopf war heiß und die Augen tief und glasig. Seine Frau hielt seine Hand, sie machte ihm Tee und kalte Wickel und irgendwann schlief er völlig erschöpft ein. Als er tief und fest schlief, da merkte das Weiblein seine Sehnsucht, zum kalten Laberwasser zu gehen. Nur einen kurzen Moment wollte es sich davon schleichen.

Diesmal legte die Frau nicht die Kleider ab, ganz vorsichtig watete sie ins kühle Nass. In der Stille hörte sie das laute Schnarchen vom Müller und der Müllerin. Nach einer Weile setzte sie sich nieder und dachte über all ihr Leid nach.

Da kullerten ihr dicke Tränen von den Wangen und tropften ins Laberwasser. Und als die Tränen die Wasseroberfläche erreichten, da glitzerten sie wie Diamanten. Auf einmal

regte sich das sonst so stille Gewässer. Erst merkte das Weiblein nichts von alledem, denn es war ganz und gar in seinem Kummer versunken. Doch plötzlich spürte die Frau eine kalte, glitschige Hand. Als sie aufblickte erschrak sie fürchterlich. Ein grünes Wesen stand neben ihr. Es hatte Schlingen in den Haaren. Die Haut schimmerte weiß grünlich und der Körper war mit Schuppen übersät. Statt Arme und Beine hatte es glitzernde Flossen. Zudem breitete sich ein unangenehmer Geruch von altem Fisch und Moder aus. Der Blick des Grünling allerdings war klar und freundlich. Und als sie in seine türkis strahlenden Augen blickte, verlor sie ein wenig das Grauen.

„Warum weinst Du?“ fragte der Wassermann mit sanfter Stimme. Da erzählte ihm das Weiblein von seinem Kummer und all den Sorgen.

Als die Frau sich allen Schmerz von der Seele gesprochen hatte, sprach das Laberwesen zu ihr: „Ich will Dir helfen, wenn Du mir hilfst. Es wird ein Leichtes für Dich sein.“

Die Frau wusste nicht so recht, was sie antworten sollte. Sie blickte etwas unsicher drein. Der Grünling aber sprach weiter: „Ich bin so allein. Komm zu mir und leiste mir ein wenig Gesellschaft.“ Dann holte er etwas aus seinem fischähnlichen Mund und gab es dem Weib. Es war ein goldener Ring mit glitzernden Steinen. „Verkauf den Ring auf dem Markt und besorge Getreide für deine Ziege. Aber komme morgen wieder zu mir und leiste mir Gesellschaft.“

Sie willigte ein und lief nun schon mit etwas leichterem Herzen zurück zu ihrem kranken Mann. In der Hand hielt sie fest verschlossen den goldenen Ring. Ihre Gedanken waren jedoch wirr und so grübelte sie, ob sie das Richtige tat.

Am nächsten Morgen machte sie alles so, wie es das Laberwesen gesagt hatte. Ihr Mann atmete immer noch schwer und sein Kopf war hitzig. Trotzdem beschloss sie der Not ein Ende zu setzen und verkaufte den Ring. Die Ziege freute sich sehr über das viele Getreide und schon am Abend gab sie wieder reichlich Milch. Die Frau gab ihrem Liebsten von der guten Ziegenmilch, machte ihm wieder kalte Wickel und hielt seine Hand bis er tief schlief.

Dann schlich sie sich zur Mühle und wartete auf das grüne Laberwesen. Die Zeit verging und der Mond stand schon am Himmel, da kam sie ins Nachdenken und fing abermals an zu weinen. Eine dicke Träne fiel in die Laber. Kurze Zeit später spürte sie wieder die kalte, glitschige Hand und ein Geruch von Moder und altem Fisch stieg ihr in die Nase. „Schön, dass du da bist“, freute sich der Wassermann. „Hat mein Ring dir geholfen?“ „Ja, sehr“, antwortete sie mit weinerlicher Stimme und erzählte abermals von ihrem Kummer. Mit seinen sanften türkisfarbenen Augen sah er sie wohlwollend an und hörte ihr aufmerksam zu. Und auch diesmal, holte er etwas aus seinem Fischmaul. „Komm´ morgen wieder zu mir! Nur noch einmal; ich bin so allein“, bat der Grünling. „Nimm diese Kette und verkaufe sie auf dem Markt. Besorge Salbe und Kräuter für deinen kranken Mann!“ Das Wasserwesen gab ihr eine dicke goldene Kette mit zahlreichen Edelsteinen. Schnell nahm die Frau die Kette. Ohne sich noch einmal umzublicken, lief sie davon. Sie fühlte sich leichter und unbeschwerter als zuvor und dennoch war in ihrem Kopf ein wildes Durcheinander.

Am nächsten Morgen machte sie sich wieder auf den Weg und tat alles so, wie es der Grünling gesagt hatte. Am späten Nachmittag kam sie zurück und salbte ihren Mann ein. Immer noch war er schwach und matt. Sein Kopf war weniger hitzig als die Tage zuvor und er atmete jetzt auch schon wieder leichter. Die Frau versorgte ihren Mann und hielt

ihm die Hand bis er schlief.

Zu später Stunde schlich sie sich davon und eilte nunmehr zum dritten Mal zur Mühle. Immer noch stand die Sonne am Himmel, Doch die Nächte brachen nun wieder schneller ein. Wieder wartete sie lange am seichten Mühlenufer und wieder kam sie ins Grübeln und es fiel eine Träne ins Wasser. Diesmal aber nur ein kleiner Tropfen, denn sie fühlte, dass die Not bald ein Ende zu haben schien.

Kurze Zeit später spürte sie die kalte, glitschige Hand und der unangenehme Fisch-Modergeruch verursachte nun kaum mehr Ekel in ihr.

„Erzähl mir, wie es Dir erging?“ bat der Grünling. Und das Weiblein erzählte von ihrem Tag, jedoch viel freudiger und lebendiger als die Tage zuvor. Am Ende ihres Monologs blickte sie in die freundlichen, türkisfarbenen Strahleaugen des Wasserwesens. „Ich danke dir!“ sprach die Frau. „Du hast mich und meinen Mann gerettet.“ Und weil sie so froh und glücklich war, dass sie wieder voller Frohsinn und Hoffnung war, kullerte eine dicke Freudenträne aus ihrem Auge. Der Fischmann aber fing sie mit seiner Glitzerflosse auf. Und aus der Freudenträne war ein funkelnder Diamant geworden. Der Stein strahlte, glitzerte und glänzte in allen Farben des Regenbogens, so dass das Weiblein kaum glauben mochte, was geschehen war.

Der Grünling indes gefiel der Frau zunehmend besser. Sie hatte ihre Scheu verloren. Sein Haar wirkte weniger schlingig. Die Haut schien hell, aber nicht mehr grünlich. Seine Flossen ähnelten immer mehr Armen und Beinen. Auch der unangenehme Geruch schien verflogen. Er nahm den Funkelstein und gab ihn der Frau mit den Worten: „Nimm den Diamanten, so wirst Du nie wieder Not leiden. Geh zu deinem Mann. Bald ist er wieder gesund und stark.“

In der Frau stieg eine unsagbar große Freude auf, ihr Herz hüpfte, ihr Gesicht strahlte mit dem Funkelstein um die Wette. In ihrer unmessbaren Freude gab sie dem Laberwesen einen Kuss auf die Wange. Zu ihrer Verwunderung fühlte sich die Haut des Wassermanns warm und weich an. Seine türkisfarbenen Augen blickten sie freundlich an. Dann lief sie davon und eilte zurück zu ihrem Mann.

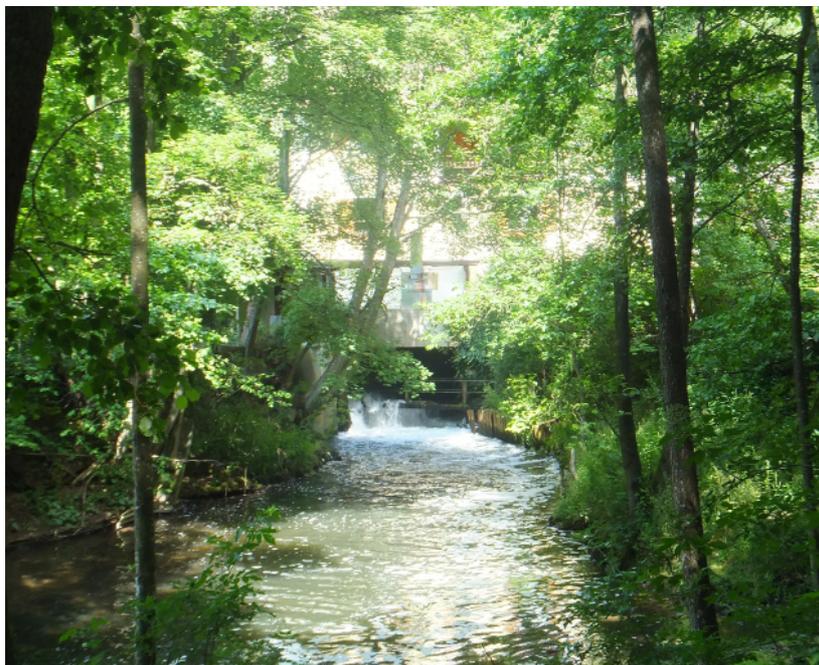
Nach wenigen Tagen war der Kranke wieder vollends genesen. Er fühlte sich stärker und kräftiger als je zuvor. Als er den funkelnden Stein in der Stube erblickte, erzählte ihm seine Liebste von den Geschehnissen an der Labermühle.

Nie wieder gerieten die beiden in Not. Der Sommer verging. Die Ernte war bestellt. Der Herbst zog ins Land. Man erzählte sich, dass der Fürst den nahen Markt besuchen wolle. Alle freuten sich sehr über dieses besondere Ereignis. Der junge Fürst galt als gerechter und beliebter Herrscher. Lange Zeit hatten unglaubliche Geschichten die Runde gemacht, die von einem üblen Fluch und seinem plötzliches Verschwinden handelten. Umso größer war nun die Freude über seinen Besuch.

Auch das glückliche Pärchen wollte einen Blick auf den geschätzten Fürsten erhaschen und zog zum Markt. Es dauerte lange bis die Fürstenkutsche ihr Ziel erreichte. Mit großem Jubel wurde der junge Herrscher empfangen. Freudig winkte er seinem Volk zu und blickte in die vielen freudigen Gesichter. Als die fürstliche Kutsche vorbeizog, da blickte die Frau in jene türkisfarbenen Strahleaugen, die ihr so sehr geholfen hatten. Sie verstand, wem ihr Jubel galt.

So lebten sie alle glücklich und zufrieden. Jeder auf seine Weise. Das Paar in trauter Zweisamkeit, stets freudig mit dem Wenigem, was sie ihr Eigen

nannten. Der Fürst schätzte jeden Tag seine wieder gewonnene Freiheit, die mit keinem Schatz der Welt aufgewogen werden konnte. Und wenn sie nicht gestorben sind, dann leben sie noch heute.



Der Prinz ohne Frau von Pascal Czopek

Es war einmal ein Prinz, der dringend noch vor seinem 21. Geburtstag heiraten musste. Gelänge ihm das nicht, würde nämlich sein Erzfeind Prinz Olaf den Thron erhalten. Der Prinz wußte auch schon ein Mädchen, das er zum Traualtar führen wollte. Er liebte sie sehr und sie war wunderschön, aber sie wohnte im weit entfernten Tal der Schwarzen Laber. Deswegen hatte sein Diener nach anderen Kandidatinnen Ausschau gehalten. Doch die drei Frauen, die er eingeladen hatte, taugten alle nichts. Die erste hatte es nur auf den ganzen Reichtum abgesehen, die zweite war so schüchtern, dass sie kein Wort hervorbrachte, und die dritte war hässlich wie die Nacht.

Dem Prinzen blieben nun nur noch zwei Tage bis zu seinem Geburtstag. „Heute will ich aufbrechen zu meiner Geliebten und sie fragen, ob sie meine Frau werden will“, beschloss er. Der Prinz machte sich auf den Weg ins Labertal. Er traf auf einen Bauer, der warnte ihn: „Reite nicht in das gefährliche Tal der Schwarzen Laber, dort lauert ein gemeiner Drache.“ Der Prinz erwiderte: „Der kann mich nicht abhalten. Ich reite trotzdem weiter, denn ich kämpfe für meine Liebe!“ „Naja, ich hab`s nur gut gemeint. Mach doch, was du willst“, entgegnete der Bauer und zog weiter.

Auch der Prinz setzte seine Reise fort. Er ritt den Fluss entlang, doch auf einmal roch es überall sehr verbrannt. War hier etwa der Drache unterwegs? Vor Angst trieb er sein Pferd an und galoppierte schnell weiter. Endlich kam er bei seiner Geliebten an. Der Prinz sprang von seinem Pferd, eilte zu ihr, warf sich ihr zu Füßen und fragte sie: „Willst du meine Frau werden?“ Sie war zwar völlig überrascht, antwortete ihm aber: „Ja, ich bin einverstanden.“ Ab jetzt waren der Prinz und die schöne Frau aus dem Tal der Schwarzen Laber ein Paar. Sie ritten gemeinsam zurück zum Schloss. Auf ihrem Weg begegnete ihnen weit und breit kein Drache. Ihr Glück strahlte so hell, dass selbst das Untier keine Macht über sie hatte.

Am Schloss angekommen, gaben sie ihre Hochzeit bekannt. Der König war begeistert, dass sich sein Sohn eine so hübsche Frau ausgesucht hatte. Die Königin stupste ihren Gemahl an und meinte: „Dieses Ereignis müssen wir gebührend feiern!“ Bis in die Nacht hinein gab es Tanz und Musik und alle waren glücklich. Und wenn sie nicht gestorben sind, so leben sie noch heute.



Leben am Fluss

Labertal-Zauber
von Helga Goisl

Laberfluss so schwarz und grau – fließ' wandernd über Fels und Au.
Unter dir Erd, Sand und Stein, darüber ist ein luftig Zelt,
Gräser flüstern leis im Wind, verzaubert ist die ganze Welt.

Laberfluss so schwarz und schwarz – Uferduft nach Gras und Harz.
Wasserschlange schillernd schön, du windest dich im Tal,
sieh im Blinken unterm Moos der Wasserjungfern Qual.

Laberfluss so schwarz und braun – pass auf, der böse Wasserfaun
greift nach den Elfen gleich, die Fischlein huschen fort,
verstecken sich im hohen Kraut, verwunschen ist der Ort.

Laberfluss so schwarz und rosa – was das Männlein dort im Moos sah
sind schaurig böse Zeichen, Kröten-Krone liegt zerbrochen,
Froschkinder sind geflohen, Verwünschung ist angebrochen.

Laberfluss so schwarz und violett – Bäume wispern in dein Bett.
Versuchen, sich zu neigen in deinen Spiegel mit Entsetzen,
mit blattbewehrten Ästen die Wasserhexen weg zu hetzen.

Laberfluss so schwarz und blau – Regen, Wasser, Tropfen, Tau,
schau, die Fische klagen und der König der Kröten,
zitternd im Teichrosenblatt, er ist in bitteren Nöten.

Laberfluss so schwarz und grün – eil' zur Hilfe, sei doch kühn.
Die Nixen sind gefangen und auch die Krötenkönigin,
Wasserhexen jagen sie, woll'n sie in die Tiefe ziehn.

Laberfluss so schwarz und rot – schau, sie ringen mit dem Tod,
man hat sie ganz umsponnen, mit klebrig zähem Garn
zwischen den runden Steinen und rau gezacktem Farn.

Laberfluss so schwarz und weiß – verwünsche sie auf dein Geheiß,
die Hexen auf dem Grunde, zu hartem Holz und Stein,
zu Sommerglut und Wintereis verzaubert soll'n sie sein.

Laberfluss so schwarz und gelb – auch der gute Wasser-Elb
steht zu deinen Diensten. Wartet nur auf den Befehl
er macht aus seiner Liebe zu dir auch keinen Hehl.

Laberfluss so schwarz und ocker – befrei' sie, mach die Fesseln locker,
rette mit Gegurgel dein Wasser-Königreich,

komm mit deinen Wellen jetzt zu Hilf sogleich.

Laberfluss so schwarz und silber – unser Heil, Hexenvertilger.
Die Königin ist gerettet, alles ist wieder gut.
Zerrissen die tödlich Fäden mit deiner Wasserflut.

Laberfluss so schwarz und gold – dem Nixenvolke bist du hold,
Hexen und Faun verwandelt – in starres Felsgestein,
Krötenkönigs Krone glitzert wieder vielfarbig fein.

Laberfluss so schwarz und beige – ich hab' geträumt nur, ich gesteh's
von den Märchenwesen und wundersamen Dingen.
Tau glitzert nur im Gras und Amseln hör' ich singen.



Die goldenen Fische in der Schwarzen Laber von Edeltraud Forster

Einst lebte in Beratzhausen, einem kleinen Ort im Bayerischen Jura, ein Junge. Er hatte früh seine Eltern verloren und er war so arm, dass er nichts sein Eigen nannte als die Kleider, die er auf dem Leibe trug. Um sich das tägliche Stückchen Brot zu verdienen, hütete er die Schafe des Ortes. Er wusste die besten Kräuter für die Tiere zu finden. Wenn sie in Ruhe grasten und er sicher war, dass ihnen nichts geschehen konnte, legte er sich unter einen Wacholderbusch, hörte den Vögeln zu und träumte.

Der Schäfer, der vor ihm die Herde betreute, besaß ein großes altes Buch, in dem von der Welt erzählt wurde und in dem es Bilder gab, in die man sich hinein träumen konnte. Wenn er so dalag und sinnierte, stellte er sich die Flüsse vor, die er in dem Buch gesehen hatte, die Berge, die Städte und das Meer, und er sah sich auf einer Wolke sitzen und von oben die kleine Welt betrachten. Dann fielen alle Sorgen und alle Sehnsucht von ihm ab.

Er war ein stilles Kind, seit er Waise war, hatte keine Freunde und war so allein.

Die Schafe, die Vögel und die Wolken waren seine Vertrauten und seine Familie. Auf sie achtete er von morgens bis abends.

Eines Abends, als er so ruhig dasaß und den Schafen zuhörte, wie sie leise meckernd in den Schlaf sanken, da war ihm, als solle er hinunter zum Flüsschen gehen. Es war ihm, als würde dort etwas auf ihn warten.

Aber konnte er die Schafe allein lassen? Mit dem Drang aber, der so stark war, dass er sich ihm nicht entziehen konnte, kam die Zuversicht, den Schafen würde nichts passieren. So verließ er seine Herde.

Über einen kleineren Felsen kletterte er hinunter zur Schwarzen Laber. Das Wasser floss träge und schimmerte in der Dämmerung als sei es wirklich schwarz. Er setzte sich ans Ufer und ließ die Füße ins Wasser baumeln. Neben ihm blühte eine Erzengelwurz. Es überkam ihn so sehr das Gefühl von Einsamkeit und der Sehnsucht nach seinen Eltern, dass er weinen musste.

Da sah er auf einmal einen goldenen Blitz im Wasser. Erst schaute er zum Himmel auf, aber der war ruhig, keine schwarzen Wolken. Die Vögel sangen leise piepsend ihr Abendlied.

Ein Blitz konnte es nicht gewesen sein. Da – wieder ein Blitz im Wasser.

Der Junge wischte sich die Tränen aus den Augen und schaute angestrengt ins dunkler werdende Flüsschen.

Da – wieder ein Blitz, ganz nahe bei seinen Füßen – und da: noch einer, und noch einer.

Was war das nur?

Mit einem Mal waren es viele Blitze und nun erst erkannte der Junge: es handelte sich um Fische. Goldene Fische.

Sie tummelten sich in der Dämmerung an der Oberfläche. Dem Jungen schien es, als würde das Wasser plötzlich aus lauter Gold bestehen.

Er bückte sich, hielt die Hände ins Wasser und die Fische schwammen zu ihm und strichen um seine Hände herum. Das war eine Berührung, wie er sie noch nie erlebt hatte. Hatte ihn doch ohnehin keiner mehr liebevoll berührt, seit seine Mutter die Augen für immer geschlossen hatte.

Er stieg ins Flüsschen, denn er wollte die zärtliche Berührung auch an den Beinen spüren. Schließlich setzte er sich in den Schlamm am Ufer. Die goldenen Fische schwammen um

ihn her und es war ihm, als könne er plötzlich hören, was sie sagten. „Geh den Fluss hinauf, geh den Fluss hinauf.“ So meinte er zu verstehen. Aber er überlegte nicht mehr länger; er stand auf und ging flussaufwärts. Einige Male rutschte er aus und fiel hin. Da er aber schon nass bis auf die Haut war, achtete er nicht darauf. Er lief am Ufer entlang und verlor das Gefühl für die Zeit. Er ging und ging und neben ihm im Wasser schwammen die Fische. Es war eine große Anzahl goldener Fische.

Dann war es ganz dunkel geworden und der Junge lief wie im Traum. Der Weg am Ufer entlang war mal sandig, mal karge Wiese, dann wieder kamen Felsbrocken, über die er klettern musste. Oft stand einer der vielen Wacholdersträucher mitten auf seinem Weg, aber er ließ sich von nichts aufhalten. Er lief mit dem Schwarm der goldenen Fische flussaufwärts.

Jetzt erst sah er, dass die Fische alle mitgekommen waren. Das Wasser schaute aus als sei es aus purem Gold.

Schneller als er gedacht hatte, waren sie am Ursprung der Schwarzen Laber angekommen. Aus einer kleinen Felsenkammer quoll das frische Wasser. Der Junge neigte sich und trank von diesem frischen, sauberen Wasser. Es war ihm, als tränke er guten Wein, so weich und vollmundig schmeckte dieses Quellwasser.

Dann aber überlegte er. Warum war er hierhergekommen? Was wollten die Fische von ihm? Er sah, dass sie aufgereggt im seichten Wasser hin und her schwammen. Immer wieder zeigten ihre Köpfe zu der Öffnung, aus der das Wasser quoll. Mit einem Male war ihm klar: sie wollten, dass er in die Grotte kriecht.

Er zog sein Jäckchen aus, legte den Brotzeitbeutel und den Hirtenstab unter einen Wacholderbaum und stieg ins Wasser. Der Eingang zur Brunnenstube war so eng, dass er gerade noch durchschlüpfen konnte. Auch war es hier finster und noch leicht modrig. Es dauerte eine Weile, bis er etwas erkennen konnte. Dann aber sah er: Ein großer, schöner, goldener Fisch hatte sich in einem Gewirr aus Zweigen verfangen und kam aus diesem Gefängnis nicht mehr heraus. Sein Körper war ganz wundgescheuert. Der Fisch hatte das Maul weit aufgesperrt, als wenn er schon sterben wollte.

Der Junge kroch so nahe an ihn heran, dass er das Gestrüpp entfernen konnte. Aber das Tier war zu schwach, um aus eigener Kraft im seichten Wasser vorwärts zu kommen. Da nahm ihn der Junge in die Hand und kroch mit ihm rückwärts aus der Grotte. Draußen legte er den Fisch ins Wasser, aber dieser war so erschöpft, dass er nicht schwimmen konnte.

Als der Junge das sah, drehte er ihn immer wieder um, damit der ganze Körper wieder nass wurde. Dann legte er eine Hand unter den Bauch des Fisches und schob ihn von der Quelle weg. Er trug ihn so lange, bis sie in etwas tieferes Wasser kamen. Als der Fisch endlich wieder rundum von fließendem Wasser umgeben war, kam das Leben in ihn zurück. Er begann mit der Schwanzflosse zu wedeln und sich aus eigener Kraft fortzubewegen. Nun drängten sich die anderen goldenen Fische um ihren geretteten Artgenossen. Sie machten Drehungen, Sprünge und andere Kapriolen aus lauter Freude.

Während der Junge sie beobachtete, erwachte auch in ihm eine Freude, wie er sie noch nie gekannt hatte. Es war, als ob in seinem einsamen Herzen die Sonne aufgehen würde. Und er bemerkte plötzlich, dass dieser größte und schönste Fisch von allen eine kleine Krone auf dem Haupte trug. Mit einem Mal begann der König der goldenen Fische in der Schwarzen Laber zu sprechen: „Junge du hütest die Schafe und bist gut und treu



gegen alle Tiere; ich wäre ohne deine Hilfe gestorben. Zum Dank dafür will ich dir etwas schenken. Komm noch einmal zu mir ins Wasser, ich will dir etwas erzählen.“ Der Junge tat, wie ihm geheißen. Er setzte sich ins Flüsschen und alle goldenen Fische schwammen so nahe sie konnten an ihn heran. Der Königsfisch aber begann zu erzählen: Von der Kraft der Pflanzen erzählte er, die hier am Wasser und auf dem mageren Rasen wachsen. Von der Heilkraft des Wacholders und des frischen klaren Wassers.

Der Junge hörte zu, aber er war müde und mitten im Erzählen schlief er ein. Er dachte, er würde sich all das ohnehin nicht merken können. Sein Schlaf war so selig und so erquickend, dass es ihm beim Erwachen schien, als sei er ein anderer geworden. Zu seinem großen Erstaunen saß er genau an der Stelle am Ufer, von der er gestern weggegangen war, und auch sein Stab und seine Brottasche lagen neben ihm. Er hatte wohl alles nur geträumt. Schnell sprang er auf und eilte in Sorge um seine Schafe zur Weide. Die aber begrüßten ihn mit munterem Blöcken. Alle waren wohlauf und er führte sie zu einer anderen Weide, von der er wusste, dass dort sehr gutes Fressen auf die Tiere wartete. Während die Schafe aber zu grasen begannen, legte er sich hin und da fiel ihm sein Erlebnis von gestern Abend wieder ein. Ein wenig lächelte er. Er war sich sicher: er hatte nur geträumt. Aber wie er so in die Wolken schaute, kam ihm vieles von dem ins Gedächtnis, was ihm der goldene Fisch erzählt hatte. Er hörte die Stimme, die von der Kraft des frischen, fließenden Wassers, von der Heilkraft des Wacholders, der Erzengelewurze, der Schafgarbe, des Wegerichs und vieles, vieles mehr erzählte.

Am Abend ging er mit den Schafen zurück und nachdem er sie versorgt hatte, lief er

nochmal zu der Stelle, an der er gestern gegessen hatte. Aber da schwammen keine goldenen Fische. Das Wasser floss dunkel und träge wie eh und je und kein Fisch war weit und breit zu sehen. Es war also doch nur ein Traum gewesen. So schnell kann ein Mensch ja auch gar nicht zur Quelle der Schwarzen Laber kommen, oder doch? Er schaute wieder ins Wasser und stellte sich vor, dass dieser Fischschwarm, der aus Gold war und nun seinen König wieder hatte, sich auf die Reise gemacht hatte. Auf die Reise in die Welt hinaus. Dorthin, wo die Menschen eine andere Sprache sprechen, das Land anders aussieht und es Berge gibt oder das weite Meer. Und er warf einige Brotkrümel aus seiner Tasche ins Wasser und murmelte: „Gute Reise, ihr goldenen Fische.“

Und so verging die Zeit. Aus dem Jungen wurde ein Erwachsener, ein ehrlicher, freundlicher Mann, auf den man sich verlassen konnte. Er blieb Schäfer, aber er hatte bald seine eigene Herde. Ja, es schien, als ob seit jener Nacht, in der er den König der goldenen Fische gerettet hatte, sein Leben glücklicher geworden war. Alles ging ihm leicht von der Hand und vieles schlug ihm zum Glücke aus. Wenn er so bei seinen Schafen stand, kam oft jemand vorbei, der an einer Krankheit litt und er wusste immer ein Kräutchen das half. Und als er eines Tages ein hübsches, junges Mädchen traf, das bei ihm bleiben wollte, da schloss sich der Kreis seines Lebens. Die Kinder, die kamen, segnete er mit dem Wasser der Schwarzen Laber und der Kraft der goldenen Fische. So wurde sein Leben ein gutes und tiefes Leben und wenn er auch manchmal an die Länder dachte, in die die goldenen Fische gezogen waren, er blieb hier am Flösschen und war froh und zufrieden all sein Lebtag lang.

Die Gschicht vom Gschwendtner Sepp, am Huaba und da Fanny
von Alexandra Lulay

An einem warmen Sommernachmittag begibt sich ein Tourist aus Hamburg auf eine Wanderung im schönen Labertal. Während er den Vogelgesängen lauscht und die gute, bayerische Luft atmet, macht er eine kleine Verschnaufpause und setzt sich auf eine Bank nahe an der Schwarzen Laber, auf der schon ein Oberpfälzer in seinem Sonntagsgwandl sitzt und hoch erhobenen Kopfes auf das Wasser hinaus schaut.

„Guten Tag“, grüßt der Wanderer freundlich und ist schlichtweg begeistert, die aussterbende Art „Oberpfälzer am Sonntag in Tracht“ direkt neben sich sitzen zu haben.

„Servus“, knurrt der Oberpfälzer, ohne seinem Nachbarn eines Blickes zu würdigen. Dieser gibt sich erst einmal damit zufrieden und betrachtet glücklich und fasziniert den Fluss.

„Idyllisch hier, nicht?“, sagt der Hamburger nach einiger Zeit, bemüht, mit dem Oberpfälzer ein Gespräch anzufangen, unwissend, gerade den größten Fehler seines Lebens begangen zu haben.

„Idyllisch, sagst du? Den Fluss, den hat da Deife gseng, des sog I da“, poltert sein Nachbar. Der Wanderer schaut ein wenig verwirrt. „Der Teufel? Warum das denn?“

„Kennst du no ned die Gschicht vom Gschwendtner Sepp, am Huaba und da Fanny?“

„Ähm ... nein, ich denke nicht.“ Der Wanderer ist gespannt.

„Ja dann verzähl i dir mal wos!“ Und der Oberpfälzer beginnt auch schon mit ernstesten Gesichtszügen und tiefer Stimme seine Gschicht zu erzählen.

„Ja weil die Fanny, des war halt am Huaba sei Frau. Aber de blede Durdl hot was mim Gschwendtner Sepp ghabt, am Huaba seim besten Freind. Und dann ...“

„Ähm entschuldigen sie“, unterbricht der Wanderer den Oberpfälzer, „ich glaube, ich verstehe nicht ganz. Fanny hatte was?“

„Ja zam woans halt.“

„Ach, sie meinen, Fanny und der Sepp hatten eine Affäre?“

„Ja, sog i doch. Auf jeden Fall hat da Huaba an Gschwendtner Sepp und die Fanny af da Bruck vom Karre seim Hof derwischt, und dann is er halt fuchsdeifelswild gworn, ja Holla die Waldfee und ...“

„Entschuldigung, aber was ist mit dem Fuchs und dem Teufel? Und wer ist Holla die Waldfee?“

„Ja gscheid bais war er halt.“

„Ach, jetzt verstehe ich! Er war also sehr wütend?“

„Ja genau, da Huaba, der alte Grantler, und dann hat er an Gschwendtner Sepp packt und ihm so sei Gfrieß verdroschen, das er nimmer gwusst hat wo hint und wo vorn is...“

„Ähm“, der Wanderer zweifelt langsam daran, dass es so eine gute Idee war, den Oberpfälzer anzusprechen, „der Huber hat was getan?“

„Ja gscheid zamkaut hat er ihn halt.“

„Wie bitte?“

„Is ja wurscht.“ Der Oberpfälzer fuchtelt in seiner erzählerischen Leidenschaft in der Luft herum und der Wanderer wird darunter immer kleiner.

„Auf jeden Fall hat da Huaba an Gschwendtner Sepp fu da Bruck khaut, und da hats an Platscherer do, ja mei liaba Schwan...“

„Das ist ja schön, wenn sie einen Schwan besitzen, das sind wirklich tolle Tiere, aber was hat das jetzt mit der Geschichte zu tun?“

Zum ersten Mal schaut der Oberpfälzer den Wanderer an und hebt die buschigen Augenbrauen.

„Sie ham a a Hirn wie a Singerl, oder?“

„Was?!“

„A nix. Der Gschwendtner Sepp is halt dann ins Wasser gfalln und ling blim.“

Der Wanderer beschließt zu flüchten, so lange es noch geht und macht Anstalten zu gehen.

„Danke, das war ja eine tolle Geschichte, aber...“

„Na na na du, des geht scho no weida“, der Wanderer setzt sich widerstrebend wieder hin.

„Die Fanny die is halt dann a fuchsdeifelswild gworn, also wü – tend, wie du sagst, ja weil sie halt an Gschwendtner Sepp gliabt hot. Und dann hats an Huaba ogschria, ja saxendi, des hättst seng miassn...“

„Saxen? Warum plötzlich Saxen? Ich dachte wir wären in Bayern...?!“, fragt der Wanderer, mit den Nerven langsam am Ende.

„Etz bi halt a mol stad, kruzefix normal! Die Fanny hot dann am Huaba vor lauter Wuat mit ihre Kraller es Gsicht zerkrazt ...“

Der Hamburger Tourist reißt entsetzt die Augen auf.

„Krallen?! Wieso hat die arme Frau denn Krallen?!“

„Ja de Dinger an die Finger vorn halt, die ... die ...“

„Fingernägel?“

In der Freude der Erkenntnis haut der Oberpfälzer dem Wanderer auf den Oberschenkel, das der zusammenzuckt und ihn anschaut, als wäre er ein wahnsinniger Massenmörder.

„Fingernägel hoabns, genau! Und dann hats an Huaba gschubst und der is dann a einegfalln, zum Gschwendtner Sepp, und dertrunken. Und die Fanny war halt dann ziemlich geschockt, traumatisiert, kinnt ma song, und in dem Moment is halt blederweis ihr Sohn kumma, da Schorsch. Und in ihrer Verzweiflung hats dann an Schorsch packt, ern derstocher und hot sich mit erm die Bruck obegstürzt, zum Gschwendtner Sepp und zum Huaba oine. Und dann woans alle mausetot.“

„Oh das berührt mich doch sehr. Ich habe ja selbst zwei Kinder.“ Kaum ausgesprochen, bereut der Hamburger seine Worte schon wieder, weil der Oberpfälzer ist schon neugierig geworden.

„Aha, wie hoabns na die Krippln?“

„Bitte was?!“

„Wias halt hoabn. Hei – ßen!“

„Ach so. Kastliell–Thorin und Sky–Jared.“ Die Augen des Wanderers leuchten stolz.

Der Oberpfälzer ist sichtlich irritiert. „Aha.“

Er schüttelt den Kopf und blinzelt, fasst sich dann wieder.

„Ja, und dann warn halt da vier Leichen im Fluss, zamgfressn vu die Fisch...“

Der Hamburger wird bleich. „Von den Fischen gefressen?“

„Ja, ja, da brauchst etz gar ned so schau! Vier Tote, aber bloß drei hot ma gfunna.“ Der Oberpfälzer senkt theatralisch die Stimme und fuchtelt dem Wanderer mit dem Finger vor dem Gesicht herum. „Aber die Leich vu da Fanny, die is nie gfunna worn.“ Er lässt seinen Blick über den Himmel schweifen. „Und etz fliagts als so a Geist überm Wasser ummanander.“

Der Wanderer meint einen eiskalten Luftzug im Genick zu spüren, bekommt es mit der Angst und findet die Schwarze Laber jetzt überhaupt nicht mehr idyllisch.

„Ja ja, da muasst scho aufpassn an da Schwarzen Laber, wennst ned eine willst ins Wasser, zum Gschwendtner Sepp, zum Huaba, zur Fanny und zum Schorsch.“

Der Hamburger wird bleich und schaut beunruhigt um sich.

„He, etz griag de mal wiada ei, ja Himme. Du des schaut fei gar ned gsund aus, wenn dey Gsicht so kaasweiß is.“

Dem Wanderer wird es jetzt eindeutig zu viel und er steht schwankend auf.

„Ja He! Wos is etz? Mogst du scho wieder geh?“

„Ja, leider, auf Wiedersehen und einen schönen Tag noch.“

„Ja, sche das ma uns unterhalten ham, gell? Servus!“

Eingeschüchtert und verängstigt will der Wanderer seinen Weg fortsetzen, da wuchtet sich auch der Oberpfälzer in die Höhe.

„He, du, etz wart amal! I muss fai a in die Richtung, dann kinn ma ja zam geh und no a bisserl ratschen!“

Verzweifelt bleibt der Wanderer stehen und wartet auf den Oberpfälzer.

„Oh ja. Wie schön“, seufzt er und findet die Idee plötzlich sehr verlockend, einfach in den Wald wegzurennen und alle Fannys und Hubers weit hinter sich zu lassen, die ihn in die Schwarze Laber werfen wollen.

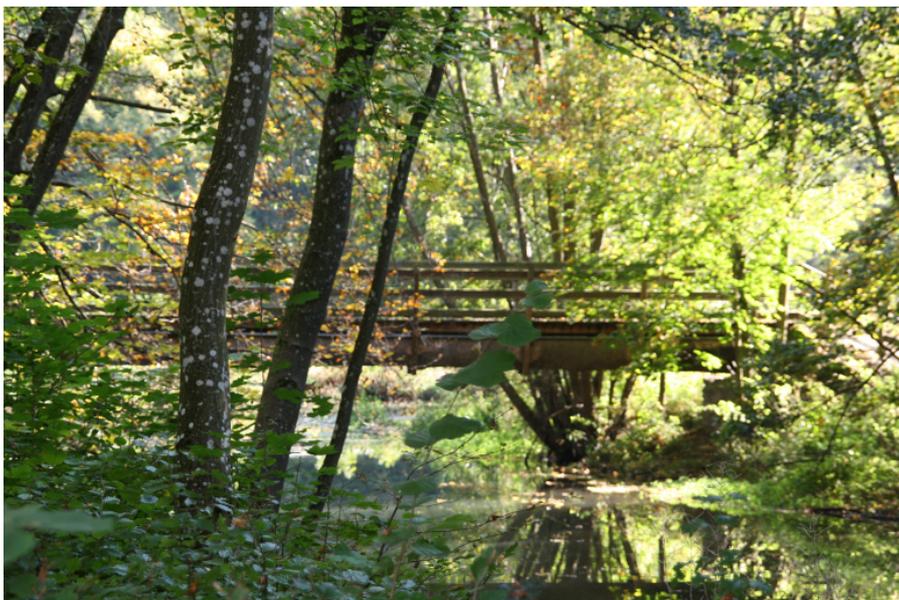
Der Oberpfälzer legt dem Hamburger freundschaftlich den Arm auf die Schulter, so dass der fast zusammensackt.

„Kennst du etz scho die Gschicht vom Karre, da Anna und da wildn Sau?“

Der Wanderer nickt, in der Hoffnung, dem Redeschwall des Oberpfälzers zu entgehen. Vergeblich.

„Wurscht, i verzäls dir trotzdem. Also da Karre und die Anna, die ham an Hof ghabt...“

Und während sein Begleiter munter erzählt, schwört sich der Hamburger Tourist, nie wieder in seinem ganzen Leben einen „Oberpfälzer aussterbender Art“ zu belästigen und wenn doch, auf keinen Fall so saublöde Fragen zu stellen.



Abenteuer an der alten Mühle
von Hanna Binaku, Jessika Keppler, Jan Knapp und Leon Forster

Es war einmal vor sehr langer Zeit ein König namens Jan und seine Tochter Janina. Diese lebten in einem großen Palast, der auf einem hohen Felsen über dem Flusstal stand. Eines Tages klopfte Janinas Freundin Isabel an die Palasttür. Sie wollte für ein paar Tage zu Besuch bleiben. Mit dem Ball in der Hand liefen beide Mädchen hinunter zur Schwarzen Lauer, vorbei an einer verlassenen Mühle bis zu einer Wiese, wo sie ihren Lieblingsplatz hatten. Dort spielten sie eine Zeit lang, doch schließlich fiel ihnen der Ball ins Wasser. Es dauerte eine Stunde, bis es den Mädchen gelang, ihn wieder aus dem Fluss zu fischen. Nun war es aber inzwischen dunkel geworden und Zeit, ins Schloss zurückzukehren. Die Freundinnen unterhielten sich ganz vertieft miteinander. Als sie an der alten Mühle vorbeikamen, bemerkten sie jedoch, dass sich eine Gardine bewegt hatte, obwohl schon lange keiner mehr in dem alten Gemäuer lebte. Die Mädchen wunderten sich darüber, dachten sich aber nichts weiter dabei und kamen pünktlich im Schloss zum Abendbrot an. Am nächsten Tag machten sie sich in aller Früh auf den Schulweg, denn auch Prinzessinnen müssen in die Schule. Wiederum schien es ihnen, als habe sich dort in der Mühle hinter den Fenstern ein Schatten bewegt. Am Nachmittag verabredeten sich beide wieder zum Spielen am Fluss. Diesmal waren auch ein paar andere Kinder mit dabei. Irgendwann jedoch war der Ball in den Büschen verschwunden und keiner konnte ihn mehr finden. Prinzessin Janina erzählte am Abend ihrem Vater davon. Dieser meinte, dass früher, als er selbst noch ein Junge war, schon oft Dinge am Fluss bei der alten Mühle verschwunden seien.

Anschließend verabredete sich Prinzessin Janina mit ihrer Freundin Isabel im königlichen Garten. Die beiden beschlossen, diesem seltsamen Spuk auf den Grund zu gehen. Heimlich schlichen sich die Mädchen vorbei an den Schlosswachen und liefen zur einsam gelegenen Mühle. Die Tür war nicht abgeschlossen und so betraten sie mit ihren Lampen, die sie vorsorglich mitgenommen hatten, das Haus. Nichts war beunruhigend oder außergewöhnlich. Überall standen nur alte Möbel. Die Gardinen bewegten sich wohl, weil die Fensterscheiben kaputt waren. Spinnweben und alte Tapeten hingen herab.

Plötzlich knarrte es jedoch hinter ihnen an der Treppe und die Tür fiel mit einem lauten Knall zu. Die Mädchen erschrakten furchtbar. Zwei Gestalten mit langen spitzen Gegenständen in den Händen kamen ihnen entgegen. Janina und Isabel blieben wie angewurzelt stehen und konnten sich nicht mehr bewegen. Sie hielten die Luft an. Ihr Herz klopfte wie wild. Da hörten sie, wie jemand ihre Namen rief: „Janina! Isabel!“ Es schallte furchtbar in dem alten Gemäuer und die Mädchen schrien nun vor Angst um Hilfe. Nach einem kurzen Moment konnten sie jedoch erkennen, dass es sich bei den beiden Schreckgestalten nur um zwei Wachen aus dem Schloss handelte. König Jan hatte sie losgeschickt, nachdem er bemerkt hatte, dass seine Tochter verschwunden war. Erleichtert kehrten die beiden Mädchen mit ihnen nach Hause zurück. Die Sache mit dem geheimnisvollen Schatten konnten sie jedoch nicht aufklären. Den bemerkten sie immer wieder mal, auf dem Weg hinunter zur Schwarzen Lauer – vorbei an der alten Mühle.



Die Seelen aus dem Totenreich
von Marie Schuller, Brain Zenner, Philipp Metz und Julian Pirzer

Es gab einmal vor langer Zeit in der Nähe von Beratzhausen eine Mühle, in der sich eine Bronzefabrik befand. Sie hieß Neumühle, weil sie die jüngste Mühle in der Region war. Es war einer der größten Betriebe mit den meisten Angestellten im Umkreis. Die Leute, die dort tätig waren, lebten jedoch damals in großer Angst. Denn wenn es Abend wurde und die Lichter in der Firma ausgingen, kehrten die Seelen der verstorbenen Arbeiter zurück. Sie fuhren mit ihren kleinen, wendigen Booten über die Schwarze Laber, um ihren Frieden an ihren ehemaligen Arbeitsplätzen zu suchen. Meist kamen sie aus Westen, hielten kurz vor dem alten Gemäuer an, kletterten aus ihren Booten und machten sich dann auf den Weg ins Innere der Fabrik. Dort suchten sie jede Nacht nach ihren Familienmitgliedern, die noch nicht an einer Bronzevergiftung gestorben waren. Doch vergeblich. Sie waren nicht zu finden. Nirgends! Das machte die Seelen so unglücklich, dass sie einen Plan fassten. Sie wollten der Firma den GARAUS machen, damit niemand mehr an dem Gift sterben musste. Ihr Vorschlag war, alle verbliebenen Angestellten an einen weit entfernten Ort zu zaubern, um das Leiden der Menschen endlich zu beenden. Als sie diese Idee verwirklicht hatten, fuhren sie im Nebel samt ihren Booten zurück in ihr Totenreich, aus dem sie gekommen waren. Allerdings machten sie sich noch Sorgen, dass sie jemand beobachtet haben könnte und ihnen nun vielleicht folgte.

Als es plötzlich an der Tür klopfte, waren die Seelen ganz außer sich. „Was jetzt? Was sollen wir nur tun?“, riefen sie alle durcheinander. Nach einer kurzen Beratung beschlossen sie, die Tür zu öffnen. Ganz langsam, Zentimeter für Zentimeter schoben sie sie auf. Eine zarte Stimme rief: „Hallo, ist da jemand?“ Die Toten sahen sich verduzt an und waren ratlos. Was tun? Sie stießen die Tür ganz auf, um zu sehen, wer davor stand. Sie blickten in das verstörte Gesicht eines kleinen Jungen. Er entschuldigte sich schüchtern und fragte, ob die Herren den wüssten, wo seine Mutter sein könnte. Die Seelen verneinten. Sie zogen sich zurück und tuschelten: „Wir haben den kleinen Jungen vergessen. Was, wenn nach unserem Zauber noch andere Familienmitglieder allein zurückgeblieben sind?“ Entsetzt sahen sie sich an. „Was machen wir nun? Wir wollten doch eigentlich nur den Arbeitern helfen“. Dann hatte einer eine Idee: „Was haltet ihr davon, wenn wir nur die Maschinen und Materialien an einen anderen Ort zaubern, aber die Menschen wieder zurückholen?“ „Sehr gut, das machen wir!“, beschlossen sie einmütig. Gesagt, getan.

Um den Seelen zu danken, dass sie den Arbeitern das Leben gerettet hatten, richteten die Menschen in der ehemaligen Bronzefabrik ein Café ein. Hier konnten sich die Seelen mit ihren noch lebenden Familienmitgliedern treffen und sich alles erzählen, bevor sie dann im Tod wieder miteinander vereint wären. Das Café wurde nach zehn Jahren von der Gemeinde Beratzhausen in ein Wohnhaus umgebaut. Dort fanden Flüchtlinge aus Kriegsländern Zuflucht. So wurde aus einer Fabrik, die zahlreichen Arbeitern das Leben gekostet hatte, eine Heimstatt, die vielen Menschen nun ein besseres Leben ermöglichte.



Nachts unter der Laberbrücke
von Sonja Valder

Als ich heute Morgen die Zeitung aufschlug, fiel mein Blick auf eine kleine Notiz am Rand der dritten Seite:

„Neues Kunstwerk für den Skulpturenpark in Beratzhausen. Ein rumänischer Künstler erhielt im Namen des Marktes den Auftrag, eine neue Marmorskulptur zu meißeln. Die fast vollende Statue wird heute probenhalber auf ihrem vorgesehenen Standort aufgestellt.“ Meine Neugier war sofort geweckt, aber bevor ich weiter lesen konnte, klingelte es an der Tür meiner Wohnung. Ich war überrascht, denn eigentlich erwartete ich heute keinen Besuch. Während ich noch überlegte, wer es sein könnte, läutete es ein zweites Mal. Also sprang ich von meinem Stuhl auf und lief zur Tür. Als ich sie öffnete, stand davor ein großer, braunhaariger Mann.

„Guten Tag!“, sagte er. „Ich bin Ihr neuer Nachbar und wollte mich vorstellen. Mein Name ist Whitestone. Jason Whitestone.“ Ich lächelte ihn an und erwiderte: „Hallo, es freut mich, Sie kennen zu lernen. Ich heiße Lena Baumann. Wenn ich Ihnen irgendwie helfen kann, müssen Sie nur Bescheid sagen.“ „Danke,“ meinte er, „aber ich glaube, ich komme zurecht. Auf Wiedersehen!“ Mit diesen Worten ging er wieder.

Kopfschüttelnd kehrte ich zurück in meine Wohnung und schloss die Tür hinter mir. Das war vielleicht ein komischer Besucher. Aber, na ja. Jetzt musste ich erst mal in die Arbeit. Also stieg ich in mein Auto und fuhr los.

Am Abend hielt ich am Park, da ich die neue Skulptur sehen wollte. Also ging ich zu dem im Artikel erwähnten Platz, aber man hatte die Figur natürlich schon wieder abtransportiert. Seltsamerweise war jedoch der Boden rund um den Standort total aufgewühlt. So als ob jemand unter dem Kunstwerk hervorgekrochen wäre. Bevor ich genauer darüber nachdenken konnte, hörte ich seltsame Laute. Es klang, als ob jemand an etwas saugen oder knabbern würde. Da es schon fast dunkel war, bekam ich Angst. Ich wusste ja nicht, wer oder was das Geräusch verursachte. Mein erster Impuls war – weglaufen!

Aber dann war meine Neugier stärker. Deshalb pirschte ich mich vorsichtig näher an die Brücke heran. Damit man mich nicht sehen konnte, ging ich im Schatten der Bäume. Vielleicht habe ich ja zu viele Krimis gesehen? Denn im Moment konnte ich mir nur vorstellen, dass da irgendetwas Schreckliches passierte. Plötzlich sah ich ein Licht aufleuchten. Ich schrak zusammen, denn das, was ich glaubte, in dem Licht gesehen zu haben, das DURFTE es nicht geben! Mein Herz raste. Ich machte auf dem Absatz kehrt und lief so schnell wie möglich in Richtung Parkplatz davon. Endlich erreichte ich den Wagen, riss die Tür auf, sprang hinein, knallte die Tür hinter mir zu und drückte auf den Knopf mit der Zentralverriegelung. In meiner Panik fuhr ich mit über 70 km/h nach Hause. Ein Glück, das mich keine Polizeistreife aufhielt. Erst als ich meine Wohnungstüre hinter mir zugesperrt hatte, ging es mir wieder besser. Ich nahm mir ein Glas Wasser und versuchte, mich zu beruhigen. In dem Licht unter der Brücke hatte ich ganz deutlich eine scheußlich grüne, schrumpelige, verzogene Fratze gesehen. Aber vielleicht hatte ich mich auch nur getäuscht? Ich wollte am nächsten Tag bei Sonnenlicht noch einmal in den Park gehen. Wahrscheinlich würde sich dann alles aufklären. Also wartete ich bis zum nächsten Morgen, um mich mit den seltsamen Wesen auseinander zu setzen.

Ich stand früher auf, weil ich noch vor der Arbeit Klarheit in die Sache bringen wollte.

Als ich dann an besagtem Ort ankam, fand ich ihn ganz normal vor. Unter der Brücke war nichts Ungewöhnliches. Außer.....irgendetwas war anders....es war.....viel zu.....SAUBER!!!! Es lag nicht ein einziges Bonbonpapier herum. Keine einzigen Verpackungsreste, keine Mülltüten. Überhaupt kein Abfall.

Doch als ich genau hinschaute, sah ich, dass Fußspuren in Richtung der Schwarzen Lauer wegführten. Ich folgte diesen Spuren. Sie endeten nicht, wie ich erwartete, am Ufer. Nein, sie führten in den Fluss hinein. Und ich glaubte sogar zu erkennen, dass sie im Flussbett unter dem Wasser weiterführten. Aber leider hatte ich keine Zeit mehr, mir das genauer anzusehen, denn die Arbeit rief. Also musste ich wohl bis danach warten.

Am Abend beschloss ich, wieder in den Skulpturenpark zu gehen. Dieses Mal nahm ich meinen ganzen Mut zusammen und steuerte ohne Umwege die Brücke an. Und wieder hörte ich diese seltsamen Geräusche. Ich versteckte mich hinter einem Baum, um das grässliche Schauspiel zu beobachten, das sich nun in der Dämmerung ereignete. Ich sah, wie dieses scheußliche, grüne Etwas auftauchte. Es stieß die ganze Zeit diese merkwürdigen Geräusche aus. Sie klangen wie.....Seufzer. WEINTE das Monster da etwa? Ich kam immer mehr zu der Überzeugung, dass es so war. Und obwohl meine ganze Vernunft dagegen sprach, ging ich langsam auf das Wesen zu. Anscheinend hörte es meine Schritte, denn es drehte sich zu mir um. Es öffnete langsam den Mund als ob es etwas sagen wollte, aber dabei entblößte es zwei mindestens 40 Zentimeter lange Eckzähne. Mein Selbstvertrauen schwand genau so schnell, wie es gekommen war. Plötzlich fand ich es gar nicht mehr so schlau, hier herum zu schnüffeln!

Das Monster ging langsam auf mich zu. Ich wich so schnell wie möglich zurück, aber übersah dabei eine dicke Wurzel hinter mir. Ich stolperte und fiel der Länge nach auf die Nase. Und ich hörte, wie die Schritte des Wesens immer näher kamen. Mein Körper wurde von unkontrollierbaren Zuckungen durchgeschüttelt. Wenige Sekunden später waren die Atemzüge ganz nah bei meinem Ohr. Eine runzelige Hand legte sich mir auf die Schulter. „Bitte“, sagte eine heisere, piepsige Stimme, „du musst mir helfen!“ Langsam drehte ich mich um, bereit jederzeit auf zu springen. Denn ich wusste ja nicht, ob dies nur eine List war. Aber da sprach es auch schon weiter: „Dieser verrückte Künstler....er hat mich aus meinem Stein geholt und jetzt kann ich nicht zurück... ER HAT MIR MEINEN STEIN GEKLAUT!!!!“, schluchzte das Wesen. Ich verstand nur Bahnhof. Welcher Künstler? Und was für ein komischer Stein? Da ich Klarheit haben wollte, fragte ich: „Wer oder was bist du? Was tust du? Was für ein Künstler und was für ein Stein?“

Es sah mich vorwurfsvoll an: „Du hast wohl von gar nichts eine Ahnung, oder? Ich bin Xenus, ein Steinbold. Der Künstler, der den Auftrag für die neue Skulptur bekommen hat – Jason Whitestone heißt er. Ja genau, so ist sein Name. ‘Und was für ein Stein’ hast du gefragt. Pah, also so was nicht zu wissen! Tz, tz, tz...“. Das Monster musterte mich von oben bis unten. „Also wirklich! Eine Unverschämtheit! Mein Wohnstein!! Meinen Wohnstein hat er mir geklaut. Ja das hat er. Das einzige, was ich besitze, das hat er mir gestohlen. Als sie ihn gestern hier aufstellten, bin ich nämlich herausgefallen und konnte dann nicht mehr zurück, weil der Stein abtransportiert wurde.“ Von da an verstand ich kein Wort mehr, denn der „Steinbold“ hatte angefangen, Mitleid erregend los zu heulen. Jetzt tat er mir wieder leid. Deshalb legte ich ohne zu überlegen meine Hand auf seinen kleinen, schrumpeligen Kopf. „Die ganze Nacht bin ich hier im Park herumgeirrt, ohne eine Bleibe zu finden“, erzählte er weiter. „Aber hier war es ja auch so dreckig. Vor allem

unter der Brücke, wo ich mich verstecken wollte. Ich musste erst einmal den ganzen Müll aufsammeln, den die Leute hier einfach wegwerfen. Das war vielleicht ekelig!“

Er schaute mich mit seinen großen Knopfaugen traurig an. „Bitte hilf mir, dass ich wieder in meinen Wohnstein einziehen kann! Das ist der gemütlichste Platz der Welt für mich.“ Und so kam ein waghalsiger Plan zustande. Ich sollte dem Künstler, also meinem Nachbarn, den „Hausstein“ des Kobolds heimlich klauen und hierher zurück ans Flussufer bringen. Danach würde Xenus sofort wieder in seine Steinheim einziehen. Gegen alle Erwartungen gelang es mir tatsächlich, die Skulptur an mich zu bringen. Sie war nicht so schwer, wie ich befürchtet hatte. Der Bildhauer hatte sein Werk bereits vollendet und man würde sich wohl nur verwundert fragen, wie die Figur von alleine an ihren Standort gelangt war. Also schleppte ich sie drei Tage später im Schutz der Dunkelheit um Mitternacht auf den für sie vorgesehenen Platz bei der Brücke. Der kleine „Steinbold“ führte einen Freudentanz auf, als er mich kommen sah. „Ich danke dir von ganzem Herzen“, rief er. „Nun kann ich endlich wieder glücklich sein.“ Er lächelte mich selig an. Um ihn herum entstand ein Wirbel aus grünem Licht. Es stieg Rauch auf. Der Nebel wurde immer dichter und dichter, bis Xenus verschwunden war. Zurück blieb nur eine kleine Rolle Pergament, auf der in altertümlicher Schrift geschrieben stand:

Du hast mir sehr geholfen.

Zum Dank hast du einen Wunsch bei mir frei.

Liebe Grüße - Xenus

Was ich mir gewünscht habe, wollt ihr wissen? Geld, ein großes Haus, berühmt sein oder etwa einen schönen Mann? Nein, ich habe nichts dergleichen gewählt. Ihr könnt es euch wirklich nicht vorstellen? Horcht einmal ganz tief in euch hinein. Was würdet ihr euch wünschen? Nun, ich will euch sagen, was mein Wunsch war:

Ein fröhliches Leben!

Warum ich mir ausgerechnet das gewünscht habe, müsst ihr euch schon selber zusammenreimen!



Die Geschichte von Meister Bockert von Hans Knoll

Seit mehreren Jahren leben an der Schwarzen Laber wieder große Nagetiere; ja sie sind sogar die größten in Europa. Der Nager wird in einigen Fabeln „Meister Bockert“ genannt. In den vergangenen Jahrhunderten wurden diese Tiere ausgerottet, weil sie gut schmecken. Wegen ihres schuppigen Schwanzes, der sogenannten „Kelle“ (wegen der flachen Form), haben sie unsere christlichen Vorfahren einfach zum Fisch gemacht – sie leben ja auch überwiegend im Wasser – damit man sie auch am fleischlosen Freitag und in der Fastenzeit braten und essen durfte.

Unser Meister Bockert kam in einer „Burg“ am Ufer der Schwarzen Laber zwischen Kohlmühle

und Neumühle zur Welt. Seine Eltern sammelten viele dürre Äste und schichteten sie zu einem großen Haufen auf. Zum Abdichten holten sie lehmigen Schlamm vom Grund der Laber und verschmierten damit das gesamte Astwerk bis es vollkommen dicht war. Die Wohnhöhle darunter

hat nur einen Ausgang und der mündet unter der Wasseroberfläche in den Fluß. Dadurch wurde die Biberburg für Feinde fast unzugänglich.

Zwei Geschwister hatte Meister Bockert. Mit denen kuschelte er in dem Bau anfangs eng zusammen. Tagsüber schlief die Mutter bei den drei Jungen und säugte sie auch regelmäßig. Vater Biber ruhte sich in dieser Zeit meistens in einem zwanzig Meter entfernten Erdloch aus. Das erreichte er ebenfalls über einen Unterwasserzugang. Biber können ohne zu atmen ungefähr eine viertel Stunde lang tauchen. Der Umgang mit seinem Nachwuchs waren ihm offensichtlich zu anstrengend, denn sie ließen ihm keine Ruhe.

Als das Fell der Biberkinder allmählich wasserdicht geworden war, schwammen und tauchten sie mit ihren Eltern auf ersten Ausflügen flußauf- und abwärts. Besonders der Vater achtete dabei gut auf seine Kinder, weil ein sehr großer Hecht in der Nähe ihres Baues sein Jagdrevier hatte. Hechte fangen nämlich alles, was in ihr aufgesperrtes Maul paßt und verschlingen es. Sogar ihre eigenen Artgenossen.

In den folgenden Wochen dehnte sich der Aktionsradius der Biberkinder immer mehr aus. Sie entdeckten eine Insel mitten in der Laber. Als sie jedoch hinauf klettern wollten, mußten die kleinen Schwimmer einen riesigen Schrecken erleben! Ein großer grauer Vogel mit einem weit aufgesperrten, roten Schnabel zischte sie gefährlich an. Da half nur ganz schnelles Abtauchen unter die sichere Wasseroberfläche.

Die Graugans hatte ihr Nest auf der Insel gebaut und brütete gerade auf ihren Eiern. Sie verteidigte ihr Gelege und jagte den jungen Bibern durch ihr Fauchen große Angst ein. Doch wenige Tage später waren die „Ganserln“ aus den Eiern geschlüpft. Alle neun sind gleich, wie gelbe kleine Bälle aussehend, der Mutter ins Wasser gefolgt. Sie schwammen mit der schwachen Strömung in Richtung Kohlmühle. Jetzt war für die kleinen Biber die Insel zum Spielen frei. Kein Fuchs konnte sie mehr unerkannt überraschen.

Aber sie fühlten sich zu sicher!

Eines Abends wurden die Kleinen von einem Uhu überrascht und schon waren es nur noch zwei.

Die Uhumutter hatte bei der Königsmühle unter einem Felsen auf der Sonnenseite des Labertalhanges ihren Horst und mußte zwei hungrige Junguhus füttern.

Vorsichtig geworden, schwammen die zwei jungen Männchen nun nur noch in unmittelbarer Ufernähe herum, bereit jederzeit abzutauchen. Zum Sattwerden mußten sie aber immer wieder an Land gehen, um nach geeignetem Weichholz zu suchen. Aber das trauten sie sich nur noch in der finsternen Nacht. So erlebten sie den ersten Sommer.

Der Herbst mit seinen herrlichen Farben kam und dann nahte der Winter. Von Mutter und Vater lernten die beiden, wo man Weiden und andere brauchbare Hölzer findet und sie mit den immer scharfen Schneidezähnen abschneidet. Diese Zähne wachsen ein ganzes Biberleben lang nach, weil sie durch das Nagen ständig abgenutzt werden. Sie werden durch das ständige Aneinanderwetzen immer scharf gehalten.

Doch plötzlich wollten die Bibereltern ihre zwei Jungen nicht mehr in die elterliche Burg lassen. Ja der Vater biß sogar nach ihnen. Nach einigen Tagen voller verzweifelter Heimkehrversuche entschlossen sich die beiden, ihre vertraute Umgebung zu verlassen. Der eine wanderte nach Westen, und unser Meister Bockert wählte am Morgen die entgegengesetzte Himmelsrichtung der Sonne entgegen. Flußaufwärts und flußabwärts hatten sich bereits andere Biberfamilien angesiedelt und so mußten die jungen Biber über Land auf die Wanderschaft gehen, um ein neues Siedlungsgebiet zu finden.

Nach drei Nächten mühseligem Fußmarsch roch unser Biber Wasser. Er war am Thonsee bei Hinterthann angekommen und stellte fest, daß er hier alleine war. Zwei Wochen hielt er es an dem idyllischen Teich aus. Dann mußte er notgedrungen weiterziehen. Er konnte nichts mehr finden, um seinen hungrigen Magen zu füllen. Rings herum waren die Felder abgeerntet. Auch der Mais, den er auf dem Weg an Schwarzentonhausen vorbei kennenlernte, war bereits gedroschen.

Viele Nächte wanderte er so, immer der aufgehenden Sonne entgegen. Fast hätte er sich Blasen an den wassergewohnten Füßen gelaufen. Die Schwimmhäute zwischen den Zehen waren schon stark eingerissen. Nur der nächtliche Tau spendete ihm noch die notwendige Feuchtigkeit.

Auf einmal ging es durch unbekanntem Wald steil bergab. Der Geruch von Wasser ließ Meister Bockert erneut flotter werden. Im Talgrund angekommen, mußte er eine breite geteerte Straße überqueren. Gerade noch konnte er vor einem herandonnernden Milchlastauto fliehen und schon kullerte er über's steile Ufer in die Vils bei Kallmünz.

Hier war die „Wohnungssuche“ viel einfacher. Auch fand er bald darauf eine Gefährtin. Beide bauten sich noch vor Wintereinbruch eine schöne, warme Burg. So genossen sie ihr kuscheliges Zuhause mit ausreichend herangeschafften und vor dem Eingang verankerten Futterästen und Zweigen.



Rudi, der Wichtel aus dem Tal der Schwarzen Laber
geschrieben und gestaltet von Emmy und Claudia Eichenseher

Es war einmal ein ruhiger und beschaulicher Ort direkt an dem schmalen Fluss der Schwarzen Laber. Dieser Ort hieß Quell-Tal und es war das Zuhause von vielen unterschiedlichen Bewohnern. Da waren zum Beispiel die alten und gemächlichen Glühwürmchen, die sich regelmäßig zu einem „Tropfen“ Quell-Wasser trafen oder die Horde ungezügelter junger Hüpfen, denen es nicht wild genug sein konnte und es gab den besserwisserischen Biber Conni, der wegen seiner Überheblichkeit Quell-Tal noch in große Gefahr bringen sollte.

Unter all diesen verschiedenen Bewohner in Quell-Tal gab es einen, der war nicht so wie die anderen; er war etwas ganz Besonderes. Er war schon alt und weise, aber auch etwas knorrig und er hatte schon viel in seinem langen Leben gesehen und gehört. Es war Rudi, ein Wichtel des Labertals, der zusammen mit seiner Frau Marta in einer gemütlichen Holzhütte direkt am Laber-Ufer wohnte. Seine Freunde nannten ihn aber nie Wichtel des Labertals, sondern einfach nur „Laber-Wichtel“.

Rudi wohnte schon immer hier in Quell-Tal. Er kannte die Schwarze Laber und die dort angrenzenden Laberwiesen wie seine Westentasche. Es war daher nicht überraschend, dass hier nichts passieren konnte, ohne dass Rudi es mitbekam.

Ja, er kannte sie alle, die Geschichten von den Wiesen, dem schönen Fluss und seinen Bewohnern. Man kann sich vorstellen, dass sich im Laufe der Jahre das eine oder andere Lustige, aber auch Traurige abgespielt hatte.

Dieses Wissen war vermutlich auch der Grund, weshalb alle Bewohner von Quell-Tal Rudi gerne trafen, um ihn um Rat zu fragen. Natürlich gefiel ihnen auch die besondere Art und Weise, wie er die alten Geschichten vortragen konnte. Er erzählte blumig und ausschweifend, indem er entweder eine zusätzliche Geschichte davor hängte oder ähnliche Inhalte so geschickt verknüpfte, dass er damit einen ganzen Abend füllen konnte. Diese Fähigkeit faszinierte seine Zuhörer in großer Zahl, aber was sie eigentlich so an Rudi schätzten, war sein großes und umfangreiches Wissen zu allen nur erdenklichen Themen. Im Tal der Schwarzen Laber war die Fortbewegung für Wichtel nur auf zwei Arten möglich. Entweder man wanderte auf dem Trockenen am Ufer entlang und hoffte, nichts auf der anderen Seite des Flusses erledigen zu müssen, oder man musste sich mit der Kunst des „Ruderns“ angefreundet haben. Bei letzterem war Rudi, der ja schon immer an der Laber lebte und es eigentlich im Blut hätte haben müssen, ausgesprochen ungeschickt. Als junger Wichtel hatte er natürlich viel trainiert, um sich diese Sportart anzueignen. Hierzu muss noch gesagt werden, dass darunter keineswegs das Paddeln auf einem komfortablem Stück Holz gemeint war. Nein, „Rudern“ hieß im Labertal, dass man sich von den unzähligen, am Ufer wachsenden Bäumen mit ihren tiefhängenden Ästen ein großes stabiles Blatt abbriss, sich darauf schwang und es dann mit den Armen fortbewegte. Keiner in Quell-Tal konnte es so richtig verstehen, aber jedes Mal, wenn Rudi einen Versuch startete, landete er nicht auf dem Blatt sondern im kühlen Nass und schaute dann wie ein begossener Pudel aus dem Fluss heraus. Rudi behauptete zwar immer, dass eine besonders heftige Welle, die zufällig gerade für unruhiges Wasser gesorgt hatte, schuld daran gewesen sei, aber das glaubte ihm niemand mehr. Irgendwann hat er die Versuche

aufgegeben und sich damit begnügt, auf seinen zwei kurzen Wichtel-Beinen am Ufer entlang zu wandern. Manchmal ließe er sich auch von anderen Ruderern mitnehmen – aber dies tat er äußerst ungern.

Jede Gruppierung hier im Tal hatte ihr Ritual: Die alten Glühwürmchen zum Beispiel versammelten sich einmal in der Woche auf dem alten Seerosenblatt in der Nähe der Quelle, um sich über aktuelle Geschehnisse im Labertal auszutauschen und darüber zu diskutieren. Natürlich war Rudi bei diesen fröhlichen Treffen immer mit dabei. Und da der Treffpunkt nah am Ufer lag, konnte er ohne Problem dorthin gelangen. Des Öfteren war es schon vorgekommen, dass bei heftigen Debatten die Hinterteile der Glühwürmchen dermaßen ins Glühen kamen, dass sie damit Löcher ins Blatt brannten, und es daraufhin unterging. Eine sofortige Evakuierung des gesamten Stammtisches, verbunden mit der Neubesetzung eines anderen Blattes, war die unvermeidbare Folge!

Eine andere sehr aktive Runde waren die jungen Hüpfen. Es handelte sich bei ihnen wie bei Rudi um Wichtel, nur waren sie eben viel, viel jünger als er. Vor einer halben Ewigkeit hatte auch Rudi zu dieser Gruppe gehört und wie sie viele Flausen im Kopf gehabt. Wegen ihrer verrückten Ideen wurden die jungen Hüpfen immer recht argwöhnisch von den Quell-Talern beobachtet. Letztes Jahr hatten sie beispielsweise vielen Bäumen dicke Äste abgebrochen und sie als Katapulte verwendet, um sich gegenseitig in die Luft zu schießen. Sie veranstalteten einen Wettbewerb, bei dem es darum ging, wer am weitesten fliegen konnte. Meistens landeten sie unsanft auf der Laberwiese oder, bei viel Glück, auf einem der weicheren Maulwurfhügel – sehr zum Ärger der Maulwürfe. Aber es sah sehr lustig aus, wenn verwegene Wichtel in hohem Bogen durch das Labertal segelten! Wie nicht anders zu erwarten, gab es jedoch schon nach kurzer Zeit mächtigen Ärger wegen der beschädigten Bäume!

Dieses Jahr fiel den Hüpfen etwas Besseres ein. Da alle begeisterte Ruderer waren und ihnen das gemächliche Dahingleiten auf der Laber natürlich viel zu langweilig war, erfanden sie etwas Neues. Sie bauten flussabwärts direkt an der Stelle, wo ein winziger Bach in die Laber einfließt, einen niedrigen Damm aus Ästen und Gehölz. Durch diesen Wall entstand eine Welle, die je nach Wassermenge mal kleiner, mal größer war und auf der es sich prima „reiten“ ließ. Tag für Tag verbrachten die jungen Wichtel dort ihre freie Zeit und verbesserten ihre Technik. An lauen Sommerabenden, wenn die Quell-Taler bei ihren Abendspaziergängen unterwegs waren, gingen sie regelmäßig an dieser Stelle vorbei, um den jungen Wilden bei ihren Wellenreitkünsten zuzusehen. Auch Rudi kam – zwar immer äußerst unwillig - mit seiner Frau Marta vorbei und wurde dann jedes Mal wieder an sein eigenes Scheitern erinnert. Marta, die sonst immer sehr verständnisvoll mit Rudis Eigenheiten umging, ließ sich diesmal jedoch nicht davon abbringen, diesen Ort trotzdem zu besuchen. Sie wollte nämlich auf keinen Fall darauf verzichten, bei dieser Gelegenheit mit den anderen Frauen des Ortes einen kleinen Plausch zu führen.

Die große Aufmerksamkeit, die den jungen Wichtel und ihrer Welle zuteil wurde, störte einen Bewohner ganz besonders: Es war Conni, der Biber. Er wohnte flussaufwärts in seiner sehr komfortablen Wasserburg, die er einst ganz frech, ohne die Quell-Taler zu fragen, errichtet hatte. Eigentlich waren die anderen froh, dass er nicht direkt in ihrem Ort wohnte, denn Conni war ein bisschen schwierig im Umgang. Er wußte immer alles besser und tratschte viel herum. Immer und überall machte er sich wichtig und war überzeugt davon, dass er selbst alles am besten konnte. Deshalb war Conni nicht sonderlich beliebt.

Den ganzen Sommer über hatte er argwöhnisch das Treiben dort an der Bachmündung beobachtet. Hatten die jungen Wilden doch tatsächlich einen Wall geschaffen, den eigentlich nur ein geborener Dammbauer wie er richtig konstruieren konnte. Wochenlang saß er in seinem Biberbau und überlegte, was er gegen diese Quell-Tal-Attraktion tun könnte. Denn er wollte, dass alle nur auf ihn schauen und sein Können bewundern. Dabei muss man wissen, dass Conni mit Ausnahme seiner Burg noch nie ein richtiges Bauwerk zustande gebracht hatte. Alle seine übrigen Gebilde waren stets ohne fremdes Einwirken nach kurzer Zeit in sich zusammen gefallen. Denn er baute sie so kompliziert, dass er schon nach kurzer Zeit seinen eigenen Bauplan nicht mehr verstand und sehen musste, wie er sein begonnenes Vorhaben irgendwie zu Ende brachte.

Was konnte Conni jetzt also unternehmen, um die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken? Wie jedes Jahr im Sommer fand auch dieses Mal wieder in Quell-Tal auf der großen Laberwiese das traditionelle Volksfest statt. Tolle Attraktionen, zum Beispiel ein Sonnenblumenkarussell und eine Käfer-Stoßbahn (dort ritt man auf lebenden Käfern), wurden neben einem Blätterdachzelt aufgebaut. Alle Einwohner zogen ihr bestes Gewand an, um am prunkvollen Festzug mitgehen zu können. Er fand immer am ersten Tag des Volksfestes statt. Danach wurde drei Tage und drei Nächte lang gefeiert, was das Labertal so hergab. Es flossen Quell-„Tropfen“ ohne Unterbrechung und der eine oder andere Bewohner des Tals fand erst am Ende der Festzeit wieder den Weg nach Hause.

Nur einen brachte das ganze Treiben mal wieder nicht aus der Ruhe: Rudi, den Laberwichtel! Er war kein Volksfest-Freund; er saß lieber auf seiner geliebten Veranda und sah den Sternen dabei zu, wie sie am dunkler werdenden Abendhimmel immer heller erstrahlten und ihre ganze Leuchtkraft entfalteten. Man erzählte sich, dass jeder Stern für eine Geschichte aus dem Labertal steht.

Doch an diesem Abend, es war der letzte des Festes, zogen dunkle Wolken auf. Erst kamen sie vereinzelt. Mit der Zeit wurden es aber immer mehr, so dass sich der Himmel rasch verdunkelte. Rudi hatte so etwas noch nie zuvor erlebt. Es beunruhigte ihn sehr. Nachdem sich die dicke Wolkenwand über Quell-Tal zu einem riesigen Monster aufgebaut hatte und auch die feiernden Bewohner das bedrohliche Wetterschauspiel endlich bemerkt hatten, ließen sie alles liegen und stehen und versuchten, so schnell wie möglich in ihr sicheres Zuhause zu kommen. Bald darauf öffneten sich die Regenschleusen und riesige Tropfen fielen vom Himmel.

Es waren jene ungewöhnlich heftige Regenfälle, wie sie nur alle paar Jahrhunderte vorkamen und von denen die meisten Quell-Taler nur aus Erzählungen wussten. Der Regen prasselte ohne Unterlass auf das Tal der Schwarzen Laber nieder. Man konnte kaum mehr die Hand vor Augen sehen, so dicht war die Regenwand. Es regnete und regnete und es dauert nicht lange, da wurde das Flussbett der Schwarzen Laber für die herabfallenden Wassermassen zu klein. Die nun entstandene riesige Flut suchte sich außerhalb des Flussufers seinen Weg. Alle angrenzenden Wiesen und Felder nutzte das Wasserungetüm, um sich talabwärts zu schieben. Dabei war es eigentlich nichts Ungewöhnliches, dass das Wasser über die Ufer trat und die Wiesen überschwemmte. Doch dieses Mal war es anders: Zu dem Jahrhundertregen hatte sich noch etwas anderes Bedrohliches dazugesellt, was das Wasser daran hinderte, seinen gewohnten Weg zu nehmen. Das Zusammentreffen dieser beiden Vorkommnisse sollte nun dazu führen, dass das Zuhause und das Leben alle Quell-Taler in großer Gefahr war! Zu diesem Zeitpunkt fühlten sich jedoch alle noch in

Sicherheit.

Ein ganzes Stück flussabwärts ereignete sich zeitgleich eine große Katastrophe! Was war passiert? Biber Conni hatte Stunden, bevor das Unwetter angebrochen war, an der Stelle, wo die Hüpfer ihre Sperre für die Welle gebaut hatten, einen zusätzlichen Damm errichtet. Er wollte die Welle der Hüpfer noch spektakulärer machen und allen beweisen, dass er der eigentliche Baukünstler in Quell-Tal war. Unglücklicherweise war Conni's Bauwerk dieses Mal sehr viel stabiler als alles andere, was er je zuvor gebaut hatte. Und als ob dies nicht schon tragisch genug gewesen wäre, wurde auch noch das Blätterzeltdach des Volksfestes von den Wassermassen mitgerissen und verhedderte sich in seinem Staudamm. Dieses Hindernis war für die Wassermassen unüberwindbar! Eine riesige Flut staute sich nun davor auf und drohte, alle dahinter liegenden Gebiete zu überfluten!

Das Glühwürmchen Eddy hatte als Erster die Gefahr aus der Luft erkannt. Außer ihm war zu diesem Zeitpunkt niemand mehr draußen unterwegs und keiner konnte auch nur erahnen, welche Katastrophe sich hier zusammenbraute. Eddy, der sonst nicht der Schnellste war, hatte angesichts dieser bedrohlichen Situation einen Geistesblitz. Er eilte, so schnell ihn seine Flügel trugen und der herabprasselnde Regen es zuließ, zu dem einzigen Quell-Taler, dem er zutraute, diesen Untergang aufhalten zu können. Er flog geradewegs zu Rudi's Holzhütte. Völlig außer Atem berichtete Eddy dem „Laberwichtel“, was er draußen am Staudamm gesehen hatte. Rudi hörte ihm angestrengt zu. Doch Rudi würde nicht „Laber-Wichtel“ genannt, wenn er nicht sofort eine Idee gehabt hätte, wie er seine geliebte Heimat retten konnte!

Er erinnerte sich an eine alte Geschichte, die er einmal in der Wichtel-Schule gehört hatte. Sie berichtete davon, dass sich vor vielen, vielen hundert Jahren ein verrückter Wichtelkönig einen unterirdischen Palast von gigantischen Ausmaßen gebaut haben soll. Dieser wurde der Sage nach nie fertig gestellt, da es zu dieser Zeit nicht genug stabiles Baumaterial für ein solches Vorhaben gab. Nach dem Tod des Wichtelkönigs wurde das Portal des Palastes einfach zugemauert. Im Laufe der Zeit wurde es von Schilf überwuchert und war in Vergessenheit geraten. Heute wußte keiner mehr genau, wo es sich befand. Rudi sah in dem Palast die einzige Rettung für Quell-Tal. Wenn es möglich wäre, den Eingang zu finden und die Tore zu öffnen, dann könnten die Wassermassen dorthin abfließen und der Flusspegel würde sinken. In der Zwischenzeit könnten die Quell-Taler Connis Staudamm beseitigt und alle wären gerettet.

Sofort schwärmten alle von Eddy benachrichtigten Glühwürmchen aus, um die Bewohner darüber zu informieren und ihnen den Rettungsplan von Rudi zu erklären. Das Palastportal konnte schnell gefunden werden. Mit vereinten Kräften und mit Schaufeln und Pickel machten sich die Quell-Taler daran, die zugemauerten Tore wieder zu öffnen. Wie erwartet, flutete ein Teil des Wassers sofort den unterirdischen Palast. Zur gleichen Zeit standen die jungen Hüpfer schon am Staudamm bereit. Sobald sich der Flusspegel gesenkt hatte, begannen sie mit der Beseitigung des Walls. Alle halfen mit, um ihr geliebtes Quell-Tal zu retten – alle, bis auf einen! Es war Conni, der sich in sicherer Entfernung im Wald versteckt hielt. Er wusste genau, dass es klüger war, sich hier nicht mehr blicken zu lassen. Deshalb drehte er sich um, verschwand im Dickicht und wurde nie mehr wieder gesehen!

Kurz nachdem der unterirdische Palast die Wassermassen in sich aufgenommen hatte und der Staudamm zerstört worden war, begann sich die Flut langsam zurück zu ziehen.

Der Rettungsplan hatte funktioniert! Völlig durchnässt und erschöpft, aber überglücklich, fielen sich alle Bewohner der Schwarzen Laber in die Arme und freuten sich über ihre Rettung.

Tage später, nachdem das ganze Chaos beseitigt worden war und sich alle wieder in ihrem geliebten Zuhause wohlfühlen konnten, wurde gefeiert. Die Hauptperson war Rudi, der alte und weise Laber-Wichtel, der Retter des Labertals! Ihm war jedoch die ganze Aufmerksamkeit um seine Person sichtlich unangenehm. Daher beschloss er, das zu tun, was er in solchen Fällen immer tat: Er verkrümelte sich hinter seine Holzhütte auf die Veranda, um die Sterne am Abendhimmel zu beobachten. Es wehte ein lauer Wind. Kurz bevor ihm die Augen zufielen, meinte er am dunklen Abendhimmel einen neuen Stern aufblinken zu sehen. Nein, er war sich ganz sicher!

Vielleicht stimmte es ja doch, dass jeder Stern am Himmel für eine Geschichte des Lebens steht.

Aber wer weiß das schon so genau?

Rudi, der Wichtel aus dem Tal der Schwarzen Laber

Geschrieben und gezeichnet von [Ulrich G. Schmitt](#)



Heimat verorten im Worldwideweb
von Agnes Höchbauer

Google europa deutschland bayern beratshausen marktplatz ortszentrum skulpturenpark
skulpturen

vionel dimitru tiron vlad buculei günther alexandru wigg sandor herbert vladan franz
barna anna zsofia liviu

immerzu
wir geben keine Ruh'
was sagst du dazu
nimm die Gedanken auf
die gemeißelten
gesägten geschnittenen
erstarrt?
nein ganz bestimmt nicht
voll Leben
Stimmen ohne Hauch
höre du sie auch
fange du sie auf, die Stimme, den Stab
im Staffellauf
nimm ihn mit mir
und dann du allein
fang du die Stimme auf
die Hoffnung
trag sie weiter
den Frieden
der hinieden
aus Wald und Baum
aus Fels
aus Hügel
aus Laberspiegel
sich eint
wir stapeln ins Holz hinein
den Weg
was sich versteckt
mitten im Stein
haben wir aufgedeckt
wir schreien ganz stumm
heraus was wahr ist
und haben das Außenrum
dazu gemischt
den Busch und den Baum
das Wasser den Raum

das Kircherl im Winkel
streif ab deinen Dünkel
du kleines Geschöpf
siehst du es nicht
hörst du es nicht
es ruft dich der Stein
zu steigen
zu gehen
bleib nicht stehen
jetzt nicht
und nie
überhör nicht woher du kommst
und trau doch der Brücke
Der Seligkeit
tritt durch das Tor
und lass dich bergen
die Hoffnung
trag sie weiter
den Frieden
der hinieden
aus Ost und aus West
Menschen mit Hammer und Feile
und Mut
ganz viel Mut
ohne Eile vereint
vereint
eint
eint

beenden Beratzhausen Europa google herunterfahren
nein
fortfahren



Mitwirkende

(Bei den SchülerInnen erfolgt die Angabe der Klassenzugehörigkeit oder des Alters nach dem Stand von 2014)

Beckstein, Felix; Klasse 4 b, Grundschule Beratzhausen
Binaku, Hanna; Klasse 5 b, Mittelschule Parsberg
Bleyer, Emma; Klasse 4 b, Grundschule Beratzhausen
Brandl, Johanna; Klasse 4 b, Grundschule Beratzhausen
Bräuer, Dennis; Klasse 5 b, Mittelschule Parsberg
Busch, Jule, Klasse 4 b; Grundschule Beratzhausen
Civelek, Umutcan; Klasse 5 b, Mittelschule Parsberg
Czopek, Pascal; Klasse 5b, Realschule Parsberg
Dechand, Lothar; Klasse 4 b, Grundschule Beratzhausen
Eichenseher, Anna; Klasse 4 b, Grundschule Beratzhausen
Eichenseher, Emmy; Klasse 2 b, Grundschule Beratzhausen
Eichenseher, Claudia; Beratzhausen
Federl, Constantin; 9 J., Bergau
Federl, Benedict; 11 J., Bergau
Forster, Edeltraud; Wörth an der Donau; www.edeltraud-forster.de
Forster, Leon; Klasse 5 b, Mittelschule Parsberg
Frank, Sonja; Klasse 5 b, Realschule Parsberg
Goisl, Helga Maria; Kelheim
Goisl, Josef Rudolf; Kelheim
Goltz, Barbara von der; Eichhofen
Goltz, Lilian von der; Eichhofen
Göttlein, Lorenz; Klasse 4 b, Grundschule Beratzhausen
Güclüer, Cansunur; Klasse 5 b, Mittelschule Parsberg
Hammer, Michael; Klasse 4 b, Grundschule Beratzhausen
Heller, Laura; Klasse 4 b, Grundschule Beratzhausen
Heymen, Ronja; Klasse 5 b, Realschule Parsberg
Holmer, Philipp; Klasse 4 b, Grundschule Beratzhausen
Höchbauer, Agnes; Parsberg
Hummig, Michelle; Klasse 5 b, Mittelschule Parsberg
Kachanjuck, Lisa; Klasse 5 b, Realschule Parsberg
Kailer, Annkathrin; Klasse 4 b, Grundschule Beratzhausen
Keppler, Jessika; Klasse 5 b, Mittelschule Parsberg
Knapp, Jan; Klasse 5 b, Mittelschule Parsberg
Knoll, Hans; Beratzhausen
König, Tim; Klasse 4 b, Grundschule Beratzhausen
Koller, Tim; Klasse 4 b, Grundschule Beratzhausen
Kraus, Lisa Marie; Beratzhausen
Lehner-Kunz, Nicola; Beratzhausen
Lulay, Alexandra; 14 J., Laaber
Lutterodt, Benedikt; Klasse 5 b, Realschule Parsberg
Machander, Oliver; Hainsacker; www.nanu-maerchen.de

Matschiner, Lena; Klasse 5 b, Realschule Parsberg
Meier, Lucas; Klasse 4 b, Grundschule Beratzhausen
Meier, Maria; Klasse 4 b, Grundschule Beratzhausen
 Meier, Meike; Klasse 5 b, Realschule Parsberg
 Meier, Tatjana; 14 J., Mausheim
Metz, Philipp, Klasse 5 b, Mittelschule Parsberg
Niebler, Jonas; Klasse 4 b, Grundschule Beratzhausen
 Paß, Marie; Klasse 5 b, Realschule Parsberg
 Pirzer, Julian; Klasse 5 b, Mittelschule Parsberg
 Plank, Michael; Klasse 5 b, Realschule Parsberg
 Schuller, Marie; Klasse 5 b, Mittelschule Parsberg
 Seidj, Arta; Klasse 4 b, Grundschule Beratzhausen
 Spangler, Jakob; 11 J., Laaber
 Sienel, Christa; Laaber
Stelzer, Elisa; Klasse 5 b, Realschule Parsberg
 Valder, Sonja, 15 J., Beratzhausen
Walter, Alina; Klasse 4 b, Grundschule Beratzhausen
 Zenner, Brain, Klasse 5 b, Mittelschule Parsberg
 Zillich, Hella; Sinzing

